

Technical and Bibliographic Notes / Notes techniques et bibliographiques

The Institute has attempted to obtain the best original copy available for filming. Features of this copy which may be bibliographically unique, which may alter any of the images in the reproduction, or which may significantly change the usual method of filming, are checked below.

L'Institut a microfilmé le meilleur exemplaire qu'il lui a été possible de se procurer. Les détails de cet exemplaire qui sont peut-être uniques du point de vue bibliographique, qui peuvent modifier une image reproduite, ou qui peuvent exiger une modification dans la méthode normale de filmage sont indiqués ci-dessous.

Coloured covers/  
Couverture de couleur

Coloured pages/  
Pages de couleur

Covers damaged/  
Couverture endommagée

Pages damaged/  
Pages endommagées

Covers restored and/or laminated/  
Couverture restaurée et/ou pelliculée

Pages restored and/or laminated/  
Pages restaurées et/ou pelliculées

Cover title missing/  
Le titre de couverture manque

Pages discoloured, stained or foxed/  
Pages décolorées, tachetées ou piquées

Coloured maps/  
Cartes géographiques en couleur

Pages detached/  
Pages détachées

Coloured ink (i.e. other than blue or black)/  
Encre de couleur (i.e. autre que bleue ou noire)

Showthrough/  
Transparence

Coloured plates and/or illustrations/  
Planches et/ou illustrations en couleur

Quality of print varies/  
Qualité inégale de l'impression

Bound with other material/  
Relié avec d'autres documents

Continuous pagination/  
Pagination continue

Tight binding may cause shadows or distortion along interior margin/  
La reliure serrée peut causer de l'ombre ou de la distorsion le long de la marge intérieure

Includes index(es)/  
Comprend un (des) index

Title on header taken from:/  
Le titre de l'en-tête provient:

Blank leaves added during restoration may appear within the text. Whenever possible, these have been omitted from filming/  
Il se peut que certaines pages blanches ajoutées lors d'une restauration apparaissent dans le texte, mais, lorsque cela était possible, ces pages n'ont pas été filmées.

Title page of issue/  
Page de titre de la livraison

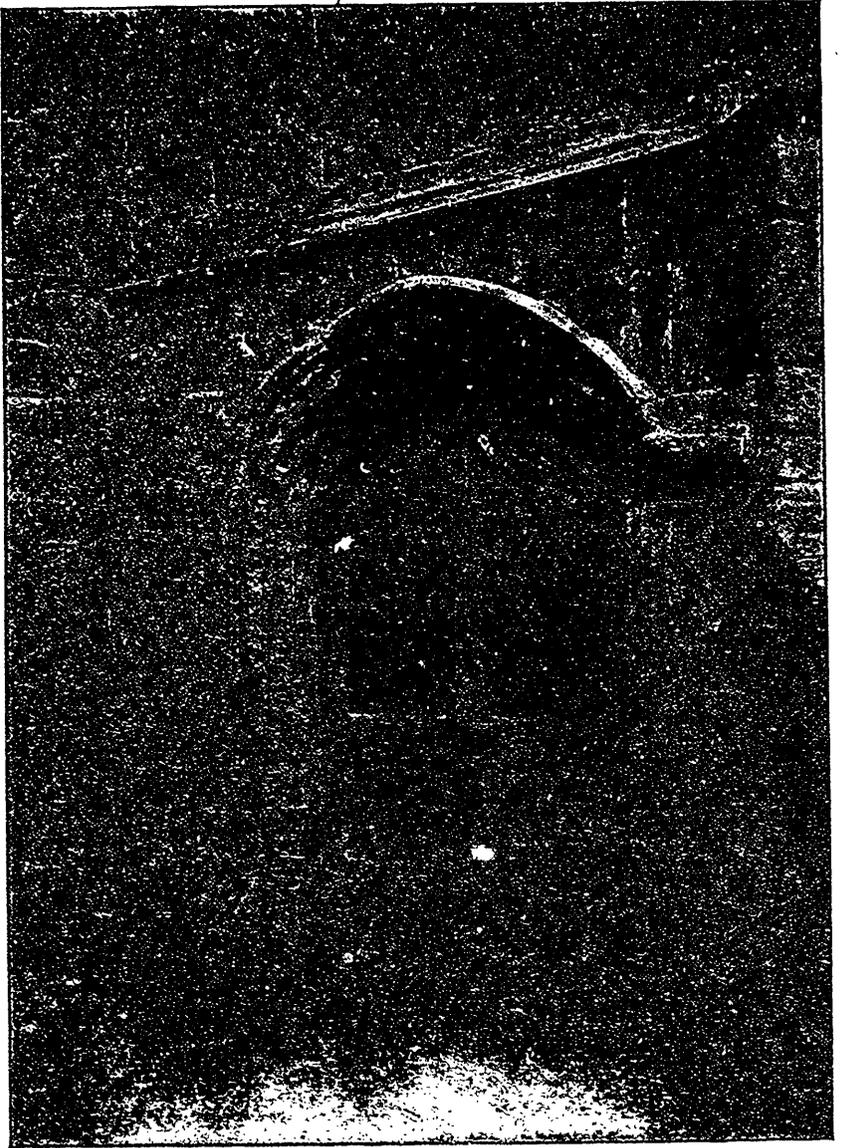
Caption of issue/  
Titre de départ de la livraison

Masthead/  
Générique (périodiques) de la livraison

Additional comments:/  
Commentaires supplémentaires:

This item is filmed at the reduction ratio checked below/  
Ce document est filmé au taux de réduction indiqué ci-dessous.

|                          |                          |                          |                                     |                          |                          |
|--------------------------|--------------------------|--------------------------|-------------------------------------|--------------------------|--------------------------|
| 10X                      | 14X                      | 18X                      | 22X                                 | 26X                      | 30X                      |
| <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input checked="" type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 12X                      | 16X                      | 20X                      | 24X                                 | 28X                      | 32X                      |



Das Portal des Karmeliter-Klosters zu Coventry, England.

# Z u n d s c h a u



## Vom Berge Karmel.

2. Jahrgang.

April 1899.

Nummer 7.

### stercantate der Domglocken. (Mittelalterlich.)

Domchor: Die Osterglocken jubeln schon:  
Erstanden, erstanden!  
Alleluja!  
Weit halt ihr heller Feierton  
Den Landen, den Landen!  
Alleluja!  
Sursum corda!

Tiefe Glocke: Valde mane  
Una sabbatorum. —

Helle Glocke: Alleluja, Alleluja!  
Surrexit vere,  
Alleluja!

Alle Glocken: Gebt Gott die Ehre,  
In saecula saeculorum!  
Alleluja!

Domchor: Was half der Hölle wohl ihr Droh'n,  
Ihr Großen, ihr Schelten!  
Alleluja!  
Erstanden ist der Gottessohn,  
Der Heiland aller Welten.  
Alleluja!  
Sursum corda!

Tiefe Glocke: Valde mane  
Una sabbatorum. —

Helle Glocke: Alleluja, Alleluja!  
Surrexit vere,  
Alleluja!

Alle Glocken: Gebt Gott die Ehre  
In saecula saeculorum!  
Alleluja!

Domchor: So schaut in's heil'ge Grab hinein:  
Verlassen! Verlassen!  
Alleluja!  
Wie will auch todtes Felsgestein  
Das Leben selber fassen!  
Alleluja!  
Sursum corda! (u. s. w. wie oben.)

☞ F i n a l e : ☞

Choral mit Orgel- und Glockengeläute.

Lauscht dem vollen Glockenschalle,  
Kommt zum Quell des Lebens alle  
Una sabbatorum.

Kommet alle, alle, alle  
Et in saecula saeculorum.  
Alleluja!

Resurrexit vere:  
Lob sei Gott und Ehre,  
Friede allen,  
Die gefallen,  
Und zum Grab voll Neue kamen.  
Alleluja, Amen, Amen.

H. Albing.



## Der Oftertag.

Auferstehung des Geistes und der Natur.

**D**ie heilige Frühe ist angebrochen. Freue Dich, und höre nicht auf, dich zu freuen, denn es ist Oftern! Die Ostersonne ist über den Bergen herrlich aufgegangen und scheineth freudig und heiter in das Leben herein. Gekommen ist also der heilige Tag, an dem der Erlöser als Sieger über Sünde und Tod glorreich erstanden ist zum Leben; der Tag, welcher, wie der Schluß der Leidenswoche, so die glorreiche Vollendung der göttlichen That der Weltlösung ist. Und deswegen ist dies auch der Tag der Freude, des Heiles und des Lichtes, der Siegestag, das Fest der Unsterblichkeit, des ewigen unvergänglichen Lebens. Die Versöhnung der Welt durch Christus ist vom Vater angenommen in all ihrer Kraft und in all ihren Folgen für die Menschheit. Die alte Zeit der Sünde und des Gesetzes hat aufgehört und Alles ist neu geworden. Die Auferstehung des Erlösers ist das Unterpfeiler unserer eigenen Auferstehung. Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stirbt.

Der also, der aus dem Samen Davids dem Fleische nach geboren war, der ist als Sohn Gottes durch seine Auferstehung mächtig erwiesen. Röm. 1, 3. 4. Umsonst fragen die Frauen, die in der Morgendämmerung zum Grabe wandelten, bekümmert: „Wer wird uns den Stein wegwälzen?“ Der Stein ist schon weggewälzt durch die Macht Gottes; die Grabhöhle ist offen und auf dem Steine sitzt ein wunderbarer Jüngling, ein Engel; sein Antlitz strahlt, sein Gewand ist glänzend wie Schnee. Der spricht zu den erschrockenen Frauen: „Fürchtet euch nicht! Ihr sucht Jesum, den Gekreuzigten; er ist nicht hier, er ist auferstanden.“ Und als sie in die Gruft hineingingen, der Rede des Engels zu Folge,

der zu ihnen gesagt hatte: „Kommet und sehet den Ort, wo er gelegen!“ Da erblickten sie einen anderen Jüngling, dem ersten ähnlich, der draußen auf dem Grabsteine saß. Sie schlugen die Augen, vom Glanz geblendet, nieder, und zitterten. Der Engel aber redete sie an und sprach: „Was suchet ihr den Lebenden unter den Todten? er ist nicht hier, er ist auferstanden. Denn hat er nicht selbst gesagt: „der Sohn des Menschen muß in die Hände der Sünder überliefert und gekreuzigt werden, und am dritten Tage wieder auferstehen.“ Gehet eilends zu den Jüngern und saget ihnen: er ist von den Todten auferstanden.“

Der Stein also, den die Bauleute verworfen haben, ist der Eckstein geworden. Er lebt, und mit dem Haupte der Gemeinde leben die Glieder: ich lebe, und auch ihr sollt leben. Joh. XIV., 19. Ich habe ihnen die Herrlichkeit gegeben, die du, o Vater! mir gegeben hast, damit sie Eins seien, wie wir es sind, ich in ihnen und du in mir, damit sie eine vollkommene Einheit seien und die Welt erkenne, daß du mich gesendet, und daß du sie liebtest, wie du mich geliebt. Vater, ich will, daß die, die du mir gegeben hast, auch mit mir und da sein mögen, wo ich bin, damit sie meine Herrlichkeit sehen, welche du mir gegeben hast. Joh. XVII., 22 ff.

Christus ist auferstanden; und der Erstandene, siehe! er ist der mächtig gepriesene Sohn Gottes und unser König, dem von nun an Alles unterworfen ist im Himmel und auf Erden. Darum wird in den kanonischen Tagzeiten der zweite Psalm recitirt, der also lautet:

Warum toben die Heiden  
Und erbrausen vergeblich die Völker?  
Die Erdenkönige lehnen sich auf  
Und die Fürsten rathschlagen miteinander  
Wider den Herrn und seinen Gesalbten.

„Laßt uns zerreißen ihre Bände  
„Und von uns werfen ihre Stricke!“  
Aber der im Himmel thronet, lacht,  
Der Herr spottet ihrer.  
Dann redet er zu ihnen in seinem Zorn  
Und in seinem Grimm erschreckt er sie.  
„Ich habe gesalbt meinen König,  
„Auf Zion, meinem heiligen Berge,“  
Ich will erzählen nach der Sagung:  
Es sprach der Herr zu mir: „Du bist mein Sohn,  
„Heute hab' ich dich gezeugt.  
„Fordere von mir, und ich will dir geben die Heiden  
zu deinem Erbe,  
„Und zu deinem Eigenhum der Erde Enden.“  
Und nun, ihr Könige, seid klug,  
Laßt warnen euch, ihr Erdenrichter!

Dienet dem Herrn mit Furcht  
Und freuet Euch mit Zittern!  
Küßt den Sohn, auf daß er nicht erzürne und ihr um-  
kommt auf dem Weg,  
Denn bald entbrennt sein Zorn!  
Heil Allen, die auf ihn vertrauen!

Christus ist auferstanden; und seitdem geht  
die Welt von der Finsterniß zum Lichte, seit-  
dem ist Alles Hinaufgang von der Erde zum  
Himmel, Uebergang vom Tode zum Leben.  
Darum ist Ostern das Fest des ewigen  
Lebens, und darum ist Alles so voll Licht,  
so voll Heiterkeit, Freude, Wonne, Trost,  
darum erscheint Alles so verherrlicht.

## Leben und Wunder des heiligen Karmeliten Albert von Sicilien.

Von Rev. Elisäus Rick, O. C. C.

### 13. Kapitel.

#### Zwei Krankenheilungen und Bestrafung eines Spötters.

**A**nfere heilige Mutter, die katholische Kirche, will, daß ihre Kinder nicht bloß die Heiligen andächtig verehren, sondern besonders Gott selbst, der sich glorreich zeigt, in seinen Heiligen die höchste Ehre erweisen. Und je stärker in uns der Glaube, je inniger die Andacht, desto eher wird der Heilige unsere Bitten befürworten und Gott dieselben zu unserem geistigen und leiblichen Wohl erhören. Ein Beweis dafür sind die himmlischen Gnadengaben, die Gott denen, die sich mittels der Verdienste der Heiligen an ihn wandren, in reichlichem Maße zu Theil werden ließ. Dieser Glaube und diese Andacht war überaus lebendig in ganz Sicilien und die Wunder, die überall im ganzen Königreiche auf die Fürbitte des hl. Albert geschahen, waren hierauf zurückzuführen.

Eine vornehme Dame von Sirgenti, Namens Hera, litt schon drei Jahre an einem Krebsübel, das ihre Brust zertraß and ihr schreckliche Schmerzen verursachte. Trotz der größten Sorgfalt gelang es ihr nicht, die

Wunde rein zu halten, aus der ein ekelhafter Eiter hervorkam. Sie berieth sich mit den berühmtesten Aerzten, gebrauchte die besten Arzneien, eine zahlreiche Dienerschaft stand ihr beständig zur Verfügung, aber Alles war unnütz und sie bereitete sich auf den Tod vor. Da sie fromm und ganz in den Willen Gottes ergeben war, so tröstete sie der Gedanke, einst im Himmel für alle die irdischen Leiden belohnt zu werden. Auf einmal kam ihr das Verlangen, durch die Hilfe des hl. Albert geheilt zu werden. Sogleich erfüllt von lebendigem Glauben und festem Vertrauen, bat sie den Heiligen um die Gnade der Heilung und versprach, seinen Altar mit einem silbernen Bilde zu schmücken und jährlich drei Religiosen des sehr armen Klosters zu kleiden. Nachdem sie dieses Gelöbniß gemacht hatte, verdoppelte sich ihre Hoffnung und eine innere Stimme schien ihr zu sagen: „Habe Vertrauen, meine Tochter, dein Glaube wird dir helfen. Es kam die Nacht und, als ob sie keinen Schmerz verspürte, schlief die Kranke friedlich ein. Da sieht sie, umgeben von himmlischem Lichte, den Heiligen, den sie vertrauensvoll angerufen, bei ihrem Lager stehen, der diese tröstlichen Worte zu ihr spricht: „Wenn du wünschest von die-

fem Nebel geheilt zu werden, so gehe in meine Kirche, nimm Del, das in der Lampe vor meinem Altare brennt, salbe damit deine Wunde und der Herr wird dich heilen.“ Ein Schwachgläubiger würde über dieses Gesicht gelacht haben; nicht so die gottesfürchtige Frau. Beim Anbruche des Tages begab sie sich zur Kirche der Karmeliten, wo sie eine heilige Messe am Altare des hl. Albert lesen ließ, der sie mit größter Andacht beiwohnte. Bevor sie sich nach Hause begab, erbat sie sich etwas Del aus der Lampe des Heiligen und, noch ehe sie die Kirche verließ, bestrich sie damit die Wunde ihrer Brust. Auf dem Heimwege sandte sie heiße Seufzer und innige Gebete zum Himmel, daß Gott durch die Fürbitte des hl. Albert sie von ihrem schrecklichen Nebel befreien möchte. Plötzlich fühlte sie, daß aller Schmerz sie verließ; sie berührte und drückte sogar die Stelle der Wunde, jedoch sie spürte auch nicht den geringsten Schmerz. Als sie sah, daß sie sich nicht täuschte, rief sie: „Gott sei gelobt und sein hl. Diener, Albert, gebenedeit, ich bin geheilt.“ Ihre Begleiter wurden von freudigem Erstaunen ergriffen und Alle begaben sich mit ihr zurück zur Kirche, wo man dem Heiligen aus ganzem Herzen Dank sagte. Die begnadigte Frau konnte nicht aufhören, das Lob und die Herrlichkeit des hl. Albert zu verkünden und in Uebereinstimmung mit ihrem Gelübniße, schenkte sie dem Altare des Heiligen ein Bild von Silber und bekleidete jährlich drei Brüder des Konventes der Karmeliten.

Im Jahre 1317 ereignete sich in Trapani ein Fall, der Jeden, der es hörte, erschauern machte. Es lebte daselbst ein Unglücklicher, der sich mit Leib und Seele dem Spiele ergeben und dabei sein ganzes Vermögen verloren hatte. Der Kartentisch war ein Altar, den er dem Teufel errichtet hatte und worauf er diesem seine materiellen Güter, ja seiner Seele Seligkeit opferte. Schandreden und Lästerungen gegen Gott und seine Heiligen, wie sie bei Spielern eben vorkommen, waren ihm zur zweiten Gewohnheit geworden, so daß alle Guten sich mit Abscheu von ihm wandten. Jedoch das Maß seiner Bosheit war voll und Gott wollte an ihm ein schreckliches Beispiel

statuiren, indem er ihn sich selbst überließ. — Einst, nachdem er den ganzen Tag gespielt hatte, mußte er aufhören, da er alles verloren hatte. Voll Verzweiflung sprang er wüthend auf, verließ schimpfend seine Genossen und wie toll, erhob er seine Faust gegen Himmel, als wollte er den Allmächtigen für seinen Verlust verantwortlich machen und zugleich stieß er die abscheulichsten Flüche und Lästerungen gegen Gott aus. Als er sich so wie ein Besessener geberdete, erblickte er an der Mauer eines Hauses ein Bild, worauf die Mutter Gottes mit dem hl. Albert gemalt war. Zu diesem Bilde wandte er sich mit den gotteslästerlichen Worten: „Euch Maria und Albert, habe ich so oft angerufen, mir im Spiele günstig zu sein, aber ihr habt euch meiner Bitten taub erwiesen und eure so vielfach gerühmte Günst mir nicht erzeigt. Ich mag nicht glauben, daß ihr heilig seid; ich verfluche und verabscheue euch und entsage für immer eurer Gemeinschaft!“ Und indem er dieses sagte, zog der Unglückliche einen Dolch und durchstach in seiner Wuth die beiden Heiligen. Aber, o Wunder, als ob er lebende Körper durchstochen hätte, flossen zwei Bächlein Blut aus den Deffnungen, die der Gottlose gebohrt hatte.

Bei dieser schrecklichen Missethat fing ein in der Nähe befindliches Kind laut an zu schreien. Dadurch, wie auch durch das Wunder erschreckt, wollte der Gottesräuber sich zitternd und bebend zur Flucht wenden. Aber schon fuhr aus heiterm Himmel ein Blitzstrahl hernieder, der den Frevler todt niederstreckte.

#### 14. Kapitel.

### Der heilige Albert erlöst Gefangene, errettet Schiffbrüchige und heilt einen Wassersüchtigen.

Es war gegen das Jahr 1364, als sieben Kaufleute von Trapani von einer Reise in ferne Länder nach Sicilien zurückkehrten. Ein leichter Wind blähte die Segel ihres Schiffleins, und bald hofften sie die Küste des geliebten Vaterlandes zu sehen und die theuren Angehörigen in ihre Arme zu schließen. Plöz-

lich jedoch überzog sich der Himmel mit dunklem Gewölk und es erhob sich ein furchtbarer Sturm, der das kleine Schiff an die Küste von Afrika verschlug. Hier fanden bald tunesische Korsaren die armen Schiffbrüchigen, beraubten sie all ihrer Habe und führten sie, mit Ketten beladen, nach Tunis. Hier wurden sie in einen dunkeln schmutzigen Kerker geworfen, wo sie mit karger Nahrung gespeist wurden, da man sie am Leben erhalten wollte, um von den Angehörigen ein hohes Lösegeld zu erpressen. Es ist unglaublich, was sie sowohl in geistiger wie in leiblicher Hinsicht zu erdulden hatten. Schwere eiserne Ketten, unter deren Last sich ihr Leib beugte, fesselten ihre Hände und Füße; kamen sie an die frische Luft, so war es nur zu harter Arbeit, bei der sie obendrein den grausamsten Schlägen und Mißhandlungen der Aufseher ausgesetzt waren. Bei den fanatischen Anhängern der falschen Religion Mohameds fanden sie natürlich keinen Trost, da auch der letzte Sklave es als eine religiöse Pflicht ansah, diese Christen zu peinigen und zu verspotten. Dazu kam noch die Furcht, in dieser harten Gefangenschaft ihr Leben beschließen zu müssen, die Ungewißheit, ob sie die lieben Thrigen in der alten Heimath noch einmal wiedersehen würden, die jetzt wahrscheinlich mit Angst und Bangen auf ihre Rückkehr warteten. In ähnlichen Umständen ist es allein die Religion, die den Menschen Trost und Linderung bringen kann und sie war es auch, die diesen armen Gefangenen einen Strahl der Hoffnung in den dunkeln Kerker sandte.

Sie erinnerten sich ihres glorreichen Mitbürgers, des hl. Albert; auf seine und unserer lieben Frau Hülfe setzten sie jetzt ihr ganzes Vertrauen und bestürmten dieselben mit Bitten, ihnen zu helfen, sie aus der harten Sklaverei zu erretten, und der Freiheit und ihren Lieben wieder zu geben. Um sich der Erhörung ihrer Bitten würdiger zu machen, ertrugen sie ihre schweren Leiden mit Geduld und Gottvertrauen, und nahmen sich vor, bei ihrer ohnehin kargen Nahrung noch zu fasten. Dieses Fasten hatten sie schon zwei Wochen fortgesetzt und eine merkwürdige Ruhe war über sie gekommen.

Es war dies keine eitle Einbildung, denn ihre Ruhe entsprang einem lebendigen Glaubensgefühl. Es war die Nacht vor dem fünfzehnten Tage; die Gefangenen befanden sich angefettet in ihrem finstern Kerker. Plötzlich erhellt ein klares durchdringendes Licht das Gelaß und eine Stimme bringt an ihr Ohr, welche spricht: „Was wollt ihr von mir, die ihr mich mit solcher Beständigkeit angerufen habt?“ Sogleich begriffen sie, daß dies die Stimme ihres himmlischen Wohlthäters sei und voll Freude, ihr Gebet erhört zu sehen, antworteten sie:

„Wir haben dich angerufen, o großer Heiliger, damit du uns Hilfe von oben bringen mögest, weil wir sonst verzweifeln und dieser Ort wird für uns der Anfang des ewigen Verderbens.“ „Seid guten Muthes,“ antwortete der Heilige, „Gott hat mich geschickt, euch zu helfen; folgt mir daher unverzagt, ich werde euch den Weg weisen und bis zum Orte eurer Sicherheit euer treuer Begleiter sein.“ Bei diesen Worten fielen die schweren Ketten von den Händen und Füßen der Gefangenen, die Thüren des Kerkers öffneten sich von selbst und ohne gesehen zu werden, folgten sie ihrem Führer bis zum Meeresstrande. Hier verschwand das übernatürliche Licht, aber beim Lichte des anbrechenden Morgens sahen sie ein Schiff am Ufer angebunden liegen. Sie betraten dasselbe, fanden aber Niemand, doch war es mit allem Nöthigen für eine lange Fahrt wohl versehen. Voll Freude spannten sie die Segel aus, lösten das Schiffelein vom Ufer und bald trug ein günstiger Wind sie ihrem Vaterlande zu, ohne daß ihre Flucht in Tunis bemerkt wurde. Nach einer angenehmen Fahrt, landeten sie am folgenden Morgen in der Nähe ihres Heimathortes in Sicilien. Mit thränenden Augen fielen sie nieder, küßten die geliebte Heimatherde und dankten Gott für ihre wunderbare Rettung. Noch ehe sie ihre Angehörigen begrüßten, begaben sie sich in die Kirche der „Annunziata“ nach Trapani, um dort ihre Gefangenschaft und ihre Erlösung durch den hl. Albert bekannt zu machen. Das Schiffelein, welches ihnen auf so wunderbare Weise zu ihrer Rettung gesandt

worden war, schenken sie der Kirche, wo es noch lange zum Gedächtnisse des Wunders aufbewahrt wurde.

Für das Jahr 1530 hatte Papst Clemens VI. einen vollkommenen Ablass ausgeschrieben, für alle diejenigen, welche mit reumüthiger Gesinnung zu den Gräbern der Apostelfürsten nach Rom wallfahren, dort die Losprechung ihrer Sünden erhalten und den Leib des Herrn empfangen würden. Dieses Jubeljahr, welches ursprünglich nur alle hundert Jahre gefeiert wurde, sollte von jetzt an jedes fünfzigste Jahr stattfinden, damit das Gebet der Gläubigen den Schutz des Himmels auf die streitende Kirche herabflehen möchte. Von Nah und Fern strömten Pilger zur ewigen Stadt und auf allen Wegen und Stegen, vom kalten Scandinavien bis zum sonnigen Spanien, erscholl das Gebet, erklangen die Gefänge der frommen Rompilger. Der Glaube des Mittelalters hatte damals zwar schon gelitten, aber jetzt flackerte er in seiner einfältigen aber herrlichen Pracht wieder auf, gehorchend dem Worte des Stellvertreters des Sohnes Gottes.

Bei dieser Gelegenheit fuhr ein kleines Schiff von Sicilien in der Richtung nach Rom. Das Meer lag ruhig und leichte schaumgekrönte Wellen kräuselten seine glatte Oberfläche. Ein günstiger Wind streifte die Segel und allem Anscheine nach schien die Reise eine gemüthliche zu werden. Die Matrosen hatten darum sehr wenig zu thun und wie es häufig geschieht, daß die Menschen gerade die Wohlthaten Gottes mißbrauchen, um ihn zu beleidigen, besonders wenn es ihnen gut geht, so geschah es auch hier.

Die Matrosen ergaben sich dem Spiele und dem Trunke, und, wie gewöhnlich fielen dabei gemeine Schimpfworte und Schandreden und zuletzt Lästerungen gegen Gott und seine Heiligen. In ihrem Uebermuth beschworen sie durch gräßliche Flüche einen Sturm auf dem Meere herauf zum Entsetzen und Aergernisse der frommen Wallfahrer. Da auf einmal beginnt der heitere Himmel sich mit schwarzen Wolken zu überziehen, der Wind wird zum Sturme, der das Meer in seinen Tiefen auf-

wühlt und die Wogen zu Bergeshöhe aufthürmt, worauf das Schiffelein wie eine Nußschale hin und her tanzt. Stockfinster ist es, nur blendende Blicke durchzucken das dunkle Gewölk, um gleichsam auf Augenblicke den Schleier zu lüften, den die aufgeregte Natur vorgezogen hat. Der Wind heulte entsetzlich und rüttelte an dem Takelwerk und den Wänden des Schiffes, daselbe auseinander zu reißen. Dazwischen krachten Donnerschläge, so daß auch der Muthigste anfang, zu zittern und zu beben. Zugleich öffnen sich die Schleusen des Himmels und eine neue Sündfluth scheint die Erde ertränken zu wollen. Aber es ist des Schreckens und der Verwirrung noch nicht genug. Ein heftiger Windstoß reißt plötzlich den Mast und die Segelstangen und auch das Steuerruder hinweg und Alles verschwindet in der schauerlichen Tiefe. Auch die bisher noch zu hoffen wagten, verloren jetzt alle Hoffnung, die Furcht vor dem sicheren Tode beschlich alle Herzen, auf jedem Gesichte malte sich das Entsetzen und besonders die, welche vorher so schändlich den allmächtigen Herrn der Natur gelästert hatten, liefen jetzt wie Verzweifelte hin und her.

Unter den Pilgern auf dem verlorenen Fahrzeuge befanden sich auch zwei Karmeliten, die, während die Matrosen sich in Flüchen und Lästerungen ergingen, Gott und seine Heiligen in andächtigen Gebeten priesen. Als der Sturm anfang, zu wüthen, hatten sie sich aus ihrer Andacht nicht aufrütteln lassen. Jetzt, da sie das Grab in den Wellen geöffnet sahen, dachten sie nur daran, daß jene unglücklichen Gotteslästerer mit dem zeitlichen zugleich auch das ewige Leben verlieren würden. Bei diesem Gedanken von Schrecken erfüllt, verdoppelten sie ihre Gebete, um Maria die lebenswürdige Mutter des Karmel und ihre heiligen Ordensgenossen zu bitten, ihre Fürbitte bei Gott für die Rettung aus dieser Gefahr einzulegen. Auch die übrigen Reisenden und sogar die Matrosen, die fühlten, daß sie die Ursache dieses Unglückes waren, von Scham und Reue erfüllt, vereinigten sich mit den Gebeten der Brüder, da sie beteten: „O heiliger Albert, bitte für uns, damit der Herr uns verzeihe und

uns rette!“ Und unter Thränen der Reue bekannten Alle laut ihre Sünden. Plötzlich machte ein greller Blitzstrahl, gefolgt von einem furchtbaren Donnergewitter, alle Gemüther erbeben, das Schifflein frachte in allen Fugen, da stand von Licht umflossen der hl. Albert inmitten der schreckensbleichen Schiffbrüchigen und Sturmestosen und Wogengeheul übertönend, erklang es: „Fürchtet euch nicht, denn Gott, der nicht den Tod des Sünders will, sondern, daß er sich bekehre und lebe, hat mich hierhin gesandt, um euch zu melden, daß ihr in diesem Meere nicht umkommen werdet.“

Dann verschwand der Heilige ihren Blicken, und fast plötzlich legte sich das Toben des Sturmes und das Meer ward ruhig wie zuvor. Bald lief das verunglückte Schifflein in den sichern Hafen ein, wo die Erzählung des auffallenden Wunders Erstaunen und Verwunderung erregte. Die Matrosen zogen dann mit den Pilgern gen Rom und überall verkündeten sie das große Wunder, welches Gott durch die Fürbitte des hl. Albert an ihnen gewirkt hatte.

„O heiliger Vater, der du im Himmel an der Quelle der ewigen Freuden wohnest, habe Erbarmen mit meinem armen Hause. Laß dir das Heil meines Sohnes angelegen sein, denn ich weiß, wie viele Wunder Gott auf deine Fürbitte gewirkt hat. Ach! bitte ihn, daß er auch jetzt eines zu meinen Gunsten wirken möge. Du kennst mein großes Elend und die Niedergeschlagenheit, in der du allein mich trösten kannst, wenn du nur willst, indem du mir die Gesundheit meines Sohnes erlangst, dir empfehle ich ihn, du mußt sein Arzt und seine Arznei sein. Ich bin der Gnade, die ich erbitte nicht würdig und darum befehle ich mich deinen großen Verdiensten, durch die ich das Heil meines Sohnes erhoffe.“ Dies war das Gebet, welches eine arme Wittve sprach, hingeworfen vor dem Bilde des hl. Albert in der Kirche der Karmeliten zu Palermo. Sie hatte einen Sohn, der an der Wassersucht sterbenskrank darniederlag. Eine arme Wittve, sah sie ihr Kind schreckliche Schmerzen leiden, ohne ihm helfen zu können, da sie keine Mittel besaß, ihm einen Arzt zu besorgen oder theure

Arzneien zu kaufen. Aber als gute Christin überließ sie sich nicht der Verzweiflung, obgleich sie von Gott hart geprüft wurde. Sie setzte vielmehr ihr ganzes Vertrauen auf Gott und betete inbrünstig zum hl. Albert um Hülfe. Jetzt, nachdem sie ihr Gebet beendigt hatte, erhob sie sich, tauchte ein Stück Baumwolle in das Oel der Lampe, welche vor dem Bilde brannte und eilte nach Hause. Hier salbte sie damit den Leib ihres Sohnes, ihn zugleich ermunternd, nur auf die Fürbitte des hl. Albert zu vertrauen. Heutzutage würde freilich bei solch' kindlich vertrauensvollem Thun der Spott und die Verachtung gewisser starker Geister nicht fehlen, da es ja zum sogenannten guten Ton gehört, über solche Dinge verächtlich die Achsel zu zucken, und jegliches, wodurch der gläubige Christ sich auch äußerlich vom Ungläubigen und Freidenker unterscheidet, als finsternen Aberglauben zu verstreuen, jedoch die gläubige Seele soll sich durch niedere, feige Menschenfurcht nicht abhalten lassen, ihren Glauben vor aller Welt zu bekennen und Gottes Segen wird reichlich auf ihr ganzes Haus herabsteigen.

Die arme Wittve wurde nicht sogleich erhört, aber voll Vertrauen ging sie auch am folgenden Morgen, um sich mit ihrem heiligen Arzte zu berathen, wieder nahm sie von dem gesegneten Oel und salbte mit demselben ihr Kind. Und, o Wunder! neues Leben durchströmte den kranken Leib, die ungesunden Säfte weichen, die vorige Frische und Stärke erscheinen wieder, er erhebt sich von seinem armseligen Lager und begibt sich zur Kirche, um hingeworfen vor dem Altare des hl. Albert, seinem himmlischen Arzte Lob und Dank zu sagen.

(Fortsetzung folgt.)

**G**ehe zum Tische des Herrn, jetzt zumal in der österlichen Zeit, wie ein Kranker zum Arzte, wie ein Kind zum Vater, wie eine Braut zum Bräutigam, wie ein Armer zu seinem Herrn und König.

**D**er schönste Jahrestag für den Sünder ist der Gedenktag seiner Befreiung.

## G e f i h n t .

Am Rummelsberge, dort, wo alte mächtige Eichen den Rand einer zu Thale ziehenden Blöße bedecken, steht ein eisernes Kreuz. Sein Mooskleid klagt dem stillen Wanderer, daß es schon lange Jahre dort einsam Posten gestanden habe. Kaum ist noch die Inschrift: „Hier wurde am 18. Februar 1874 Franz Brinkmann erschossen!“ zu entziffern. Gewiß, eisig kalt, wie der Stein, ist diese Mittheilung; doch das Schaudergefühl mildert sich beim näheren Betrachten des Denkmals, denn das Kreuz trägt auch ein neu eingemeißeltes Wort: „Gefühnt!“

Der Förster, dem jener Forstort unterstellt ist, wohnt in dem etwa eine halbe Stunde thaleinwärts gelegenen Forsthaufe. In jener Zeit war der Vater des jetzigen im Amte, und das Forsthaus lag damals nicht so einsam wie heute; ein Arbeiterhaus stand noch neben ihm, dessen Bewohner der Vorarbeiter Franz Brinkmann — der Erschossene — war. Seit der Zeit ist es anders geworden.

Der alte Förster war ein Mann von großer Herzengüte; treu und rege waltete er seines Amtes; helfend Allen, die seiner Hilfe bedurften, lebte er mit allen in Frieden, nur nicht mit — den Wilddieben. Schon bei dem Gedanken an Wilderer verleugnete er seine Natur. Hatte er doch früher von den Schandthaten dieses Gesindels in seinem Bezirke nichts gewußt, und jetzt mußte er sich's gefallen lassen, daß so mancher Voth, so manche Nische unter den Händen der Frevler verschwanden. Diesem Treiben mußte ein Ende gemacht werden.

Aber alle Bemühungen des Försters waren ohne Erfolg. Da — eines Morgens fanden Holzarbeiter am Rummelsberge die Leiche des Vorarbeiters Brinkmann und neben ihm einen frisch erlegten Rehbock. Der Todte hatte eine Kugel im Rücken; eine Flinte fand sich bei ihm nicht vor. War Brinkmann der Wilderer oder war er mit Wilddieben zusammengestoßen? Noch am Tage vorher hatte er dem alten För-

ster angeboten, ihn zu begleiten, was dieser aber unter Hinweis auf die Gefahr abgelehnt hatte.

Nichts konnte festgestellt werden; Brinkmann war erschossen, und an seinem Grabe weinte eine treue Frau, eine 12jährige Tochter und der alte Förster. Hatten ihm die Wilddiebe schon viel Verdruß gemacht, so war dieses doch zu viel für ihn. In sich verschlossen, wortkarg, suchte er im Walde Tag und Nacht.

Der armen Wittve gähnte Noth und Elend entgegen; doch der brave Förster lebte noch und wehrte Beides von ihr; er erwirkte ihr ferneres unentgeltliches Wohnenbleiben — vielleicht bezahlte er ihr die Miethe, — sorgte für Nahrungsmittel, Holz und Kleidung, ließ das Kreuz setzen, aber dennoch — den Verlust des Mannes konnte die Wittve nicht verschmerzen; sie suchte hin, und als der vierte Frühling über den Wald zog, bettete man sie auch in die kühle Erde.

Von Wilddieben hatte man seit jenem traurigen Vorfall nichts mehr verspürt, was bei manchen Leuten den Gedanken zum Ausdruck brachte, Brinkmann sei doch wohl der Wilderer gewesen. Der alte Förster knurrte, wenn er so etwas hörte; er glaubte es nicht. Jetzt, nachdem auch die Mutter gestorben, galt seine Sorge der zurückgebliebenen Waise. Die Kleine traute dem Onkel Förster und ließ es sich gefallen, daß sie jetzt ganz in's Forsthaus kommen durfte. „Frau“, hatte der Alte gesagt, „haben wir doch kein Mädchen, laß sie uns nur behalten; hast ja sonst Niemanden, wenn der Junge jetzt heraus muß, und wirst auch älter, mußt auch bald Hilfe haben!“ Gewiß der nicht minder gutherzigen Försterin war's recht so.

Die Tage eilten pfeilgeschwind dahin; der Wald wurde grün, der Wald wurde fahl, im Forsthaufe aber war heiteres Leben; das junge Mädchen wußte für die ihm gespendeten Wohlthaten zu danken. Unter den Augen und der Anleitung der Försterin wuchs sie empor wie ein schlankes Reh, half überall mit und erhei-

terte und erfreute die Pflegektern, wo sie nur konnte. Da kam ein neues Unheil über das Forsthhaus. Der Junge war nach 4jähriger Abwesenheit als Forstleve heimgekehrt, gerade früh genug, um seiner von einem Fieber befallenen Mutter die Augen zuzudrücken. Dem alten Förster war damit die Lust am Leben entzogen, er fand keine Ruhe mehr im Walde und sehnte sich nach Ruhe. Sie wurde ihm — dem verbliebenen Forstmanne — gewährt, und sein Sohn, sein Junge, war fortan Förster des Bezirks. Mit Stolz blickte der Alte dem stattlichen jungen Manne nach, wenn er hinaus ging in den Wald, und stillvergüügt gewahrte er alsbald, daß sein Junge manch' schönes Waldsträußchen mit heimbrachte, für wen? — das wußte er ja, und er wußte hätte der Sohn vor dem Vater nicht zu erröthen brauchen, als er ihm sein Anliegen, die „Schwester“ für ewig an sich zu fesseln, vortrug. Dieser vergoß Freudenthränen. Es waren Zeichen des Glückes, noch mehr aber einer starken Erregtheit, eines Fiebers, das die letzten Kräfte des früher so markigen alten Försters zu erschüttern drohte. Alle Sorgen des braven Sohnes, alle Thränen der dankbaren Pflegetochter waren vergebens; nur noch einmal raffte der Kranke sich auf.

„Meine Stunden,“ sagte er, „sind gezählt; die schwerste von ihnen war jene Nacht, in der Brinkmann fiel. Ihr wißt es noch, wie sehr wir damals von den Wilderern mitgenommen wurden. In jener Nacht stand ich etwa eine Viertelstunde oberhalb des Nummelberges auf Posten, als ein Schuß fiel; aufgeregt eilte ich dorthin und sah im Mondschein den Wilddieb mit dem Rehbock abgehen; ich rief: „Halt! — Er floh, ich schoß und sah ihn zusammenbrechen, und wer war es? Brinkmann!“

Ein schwerer Seufzer entrang sich der keuchenden Brust des Alten, und Thränen rannen über seine furchigen Wangen.

„Weiß Gott, ich hatte ihn nicht erschießen wollen; ich weiß nicht viel, auch ich floh, nachher überlegte ich, was zu thun war. Daß man mir nichts anhaben konnte, war mir klar; aber hätte ich sühnen können, hätte ich ersetzen können, was ich genommen, wenn ich bekannte? Ich wußte wohl, daß Brinkmann nicht gewildert, sondern, daß er den Wilddieben in den Weg gekommen, sie verschucht und die Beute mir habe abliefern wollen, und daß er mit dem Bock nur floh, weil er meine Stimme nicht erkannt hat und von den Wilddieben sich verfolgt glaubte. Ich schwieg; meinen Kummer habe ich heimlich getragen und suchte ihn zu lindern durch die Sorge für dich und deine Mutter. Ihren Schmerz konnte ich nicht wehren, und das war mir hart, noch härter als ihr früher Tod. Ich hoffe aber doch, die That, so viel ich konnte, gesühnt zu haben, und ich bitte euch, mich nicht zu verdammen; weiß Gott, ich habe ihn nicht erschießen wollen.“

Drei Tage später hatte sich auch das Grab des Försters geschlossen, und tiefe Trauer herrschte im Forsthause. Noch am Begräbnistage stieg der junge Förster zum Nummelberge hinauf, als wolle er jetzt noch die Spuren jener verhängnißvollen Nacht auffuchen; er fand aber nur jenes Kreuz, ob schon ihm längst bekannt, erschien es ihm heute ganz anders. Sah er recht? Stand da nicht frisch eingehauen: „Gesühnt“? Eiligst ging er von dannen dem Forsthause zu. Wie kommt das Wort auf den Stein?“ fragte er die Försterin; weißt du darum?“ Sie nickte, legte den Arm um seinen Hals und sagte: „Hat er denn nicht mehr gethan als gesühnt?“

Ist das Herz voll von Gott, so klaget es nicht, wenn die Schläge der Trübsal es treffen. Magst du noch klagen und murren in deinen Widerwärtigkeiten, so bist du noch leer von Gott.

Seht Christus, unser Osterlamm,  
Durch den uns Heil und Leben kam!  
Besiegt hat er der Hölle Macht,  
Des Irthums und des Grabes Nacht.

## Ein Kapitel über das Lesen schlechter Bücher und Schriften.

Aus dem Hirtenbriefe des Hochwürdigsten Bischofs von Münster.

**A**ber nicht bloß klagen, sondern vor Allen warnen und belehren muß ich und möchte Euch, abwehren von Euch Allen, geliebte Diöcesanen, das Unheil schlechter Schriften und Euch anleiten, davor Alle zu bewahren, die Eurer Obhut anvertraut sind. Erwäget darum mit mir die große Gefahr, welche das Lesen schlechter Bücher und Schriften mit sich bringt, und sehen wir zu, was gegenüber solcher Gefahr unsere heilige Pflicht sein muß.

### I.

Das Lesen schlechter Schriften ist eine überaus große Gefahr. Fragen wir zuvörderst, was für Schriften und Bücher hier gemeint sind. Es sind vor Allem jene Schriften, die darauf ausgehen, sei es offen, sei es versteckt, die Grundpfeiler unseres wahren Glückes zu untergraben: Glauben und Sittlichkeit. Gerade darum sind diese Bücher eine so überaus große Gefahr. Denn darüber kann doch kein Zweifel bestehen, daß Glauben und Sittlichkeit die kostbarsten Güter sind, die wir auf Erden besitzen. Ihr kennt das furchtbare Wort des Heilanders: „Wer nicht glaubt, der wird verdammnt werden.“ (Mark. 16, 16.) Von den Menschen aber, die in Sünde und Unsitte dahin leben, sagt uns der hl. Geist: „Die Gottlosen haben keinen Frieden.“ (Jf. 48, 22.) Und anderswo: „Der Gottlosen Antheil wird sein in dem Pfahle ewigen Feuers.“ (Offenb. 21, 8.) Was also ist schrecklicher als der Verlust von Glauben und Tugend? Es ist das größte Unglück für Zeit und Ewigkeit. Das lehrt selbst die tägliche Erfahrung. Denn ohne das Himmelslicht des Glaubens wandelt der Mensch hilflos, trostlos, fried- und freudlos durch das Dunkel und die Bedrängnisse dieses Lebens dem Abgrunde des Todes entgegen.

Ohne Sittlichkeit und Tugend wird der Mensch ein elender Sklave seiner Leidenschaften und ein Knecht der Sünden, die mit jedem Tage grausamer ihn umstricken und bedrücken und keinen Augenblick des Lebens froh werden lassen. Und das Unglück solcher Menschen bleibt nicht auf sie selbst beschränkt; denn auch Glück und Frieden der Menschen beruhen auf Glauben und Sittlichkeit. Wie Doppelsäulen sind Glauben und Sittlichkeit miteinander verbunden, wie Bruder und Schwester reichen sie einander die Hand. Was den Glauben angreift, gefährdet die Sittlichkeit; wo die Sittlichkeit gesürzt ist, schwebt auch der Glauben in Gefahr. Und wenn wir den Blick noch weiter hinausrichten auf das Wohl, den Frieden und Fortschritt der Völker: ist es nicht der Mangel an Glauben und das Ueberhandnehmen der Unsitte nach jeder Richtung, was die Grundlagen der menschlichen Gesellschaft von jeher erschüttert hat und heutzutage die größten Gefahren heraufbeschwört? Was war denn im tiefsten Grunde die Hauptursache jener Umwälzungen, unter deren Nachwirkung Europa heute noch erzittert, und was ist eine Hauptquelle der Befürchtungen für den Frieden unserer Tage? Sind es nicht der freche Unglaube und die zügellose Unsitte, der Abfall vom Christenthum, ja die Gottlosigkeit eines neuen Heidenthums, gottloser als das alte, und mindestens ebenso sittenlos? Und diesen Abfall und diese Gottlosigkeit, was hat sie mehr hervorgerufen, befördert und allgemein gemacht, als die leider allzu straflose Verbreitung schlechter Bücher und Schriften?

Es gibt hochbegabte, aber dem Unglauben oder dem Irrglauben verfallene Menschen, welche die ihnen von Gott verliehenen Talente mißbrauchen, um in ihren Schriften mit dem Aufgebote allen Scharfsinnes die Lehren des

Glaubens und der Wahrheiten, die den Glauben begründen, anzugreifen, und vor Allem die Lehrerin und Hüterin des Glaubens, die katholische Kirche, in jeder Weise zu verdächtigen und anzufeinden. Solche, oft glänzend, mit dem Aufwand großer Gelehrsamkeit geschriebenen Bücher stiften einen unabsehbaren Schaden, weil sie die vergifteten Quellen sind, aus denen nur zu oft gerade diejenigen ihre Glaubensgleichgültigkeit und ihren Unglauben schöpfen, sowie Mißkenntung und Abneigung gegen die katholische Kirche und ihr Wirken in sich aufnehmen, die berufen sind, als Führer des Volkes und Träger des öffentlichen Lebens den größten Einfluß auszuüben.

Aber solche gehrte und meist umfangreichere Schriften bleiben in der Regel noch auf einen kleineren Leserkreis beschränkt. Gefährlicher noch und verderblicher sind jene Schriften gegen den Glauben, die in möglichst einfacher, dem Verständniß des schlichten Mannes angepasster Form den Zweifel in die Seele des gläubigen Volkes werfen. Unter der gleißnerischen Maske vorgeblicher Bildung und falscher Wissenschaft bringen diese Schriften dem allzu vertrauensfertigen Leser hundertmal widerlegte Irrthümer als sichere Wahrheit, mit prahlerischer Berufung auf Fortschritt und Kultur bieten sie ganz unbewiesene Annahmen und Voraussetzungen als endgültig feststehende Ergebnisse streng wissenschaftlicher Forschung aus. Ja, in vielen Fällen wird durch bewusste Fälschung und Lüge, durch Verdrehung und Mißdeutung, durch immer von Neuem vorgebrachte alte Verleumdungen, durch Spott und Hohn der harmlose Leser in seinen heiligsten Anschauungen und Ueberzeugungen irre gemacht, wird verhext und verführt. Nicht im Stande, falsche Behauptungen als solche zu erkennen, Trugschlüsse zu durchschauen, gewandt vorgebrachte Einwendungen zu widerlegen, schlau verdeckte Heuchelei zu entlarven, erfahren Hunderte von fleißigen, braven Männern an sich die unheilvollen Wirkungen solcher Bücher. Ihr ruhiger, fester Glaube, der Glaube ihrer Jugend, in dessen Lichte sie Freude und Friede, in dessen Kraft sie Hülfe und Trost fanden in allen Lagen des Lebens

— er wird undüstert von den Wolken des Zweifels! Es kommen die Leidenschaften hinzu, Stolz und Sinnlichkeit, die in der Brust eines jeden Menschen schlummern und die der ungläubige Schriftsteller so geschickt zu wecken und zu nähren versteht. Wehe darum dem Leser solcher Schriften, wenn er nicht zum Gebete seine Zuflucht nimmt, wenn er nicht zur rechten Zeit Hülfe sucht von Gott, Rath und Belehrung bei dem Stellvertreter Gottes, seinem Seelsorger! Das Gift, das er aus der Lesung des glaubensfeindlichen Buches in sich aufgenommen, macht ihn erst zweifelküchtig, dann kalt und gleichgültig, dann vollends ungläubig. Wehe ihm, der durch eigene Schuld das Himmelslicht des Glaubens in sich ausgelöscht hat! Der Sohn Gottes hat das furchtbare Wort ausgesprochen: „Wer nicht glaubt, der wird verdammt werden!“ (Mark. 16, 16.) Welch' eine Gefahr also liegt in der Lesung schlechter, glaubensfeindlicher Schriften! —

Aber noch größer ist die Gefahr, wenn es sich um Bücher und Schriften handelt, die gegen die Sittlichkeit verstoßen. Hier will ich nun nicht reden von jenen elenden Druckfachen, die geradezu unsittlich und schamlos genannt werden müssen und das Laster verherrlichen; noch auch von jenen Schriften, die das Laster zwar nicht ganz ohne Schleier zeigen, aber doch leicht erkennen lassen, daß ein unlauterer Geist die Hand führte, die sie niederschrieb, seien es Gedichte, oder Erzählungen oder Theaterstücke. Wenn noch ein Funke von Ehrgefühl und Schamhaftigkeit in der Seele wohnt, der wird solche Machwerke des Teufels wie tödtliches Gift, oder besser gesagt, wie Schmutz und Unrath von sich fern halten. Es sei genug, Eltern und Lehrpersonen daran zu erinnern, daß es, leider Gottes! auch in Deutschland solche schamlose teuflische Bücher giebt und teuflische Menschen, Jugendverführer, die durch allerhand Künste und auf geheimen Wegen gerade der studirenden Jugend solches Gift in die Hände zu spielen versuchen um des schnöden Gewinnes willen. —

Die Schriften, die ich hier vor Allem als eine überaus große Gefahr für Unschuld und

Sittenreinheit bezeichnen muß, das sind jene Erzählungen, Romane, Schauspiele und Gedichte, die das Gift der Unlauterkeit mit dem Schleier gewandter Darstellungen verhüllen, die vielfach als Meisterwerke der Sprache und Dichtung gelten sollen und unter dem Aushängeschilder feiner Bildung und reinen Kunstgenusses die verderblichste aller Leidenschaften erst wecken, dann mehren, dann befriedigen — wenn sie zu befriedigen wäre! O, wie unabsehbar groß ist die Zahl der Opfer dieser Leidenschaft und dieses Lasters, von dem der hl. Geist sagt: „Ein Feuer ist es, das bis zur Vernichtung zehrt.“ (Job 31, 12.) Und wenn Ihr diese Unglücklichen fragen könntet: „Wie seid Ihr dazu gekommen?“ dann würde heutzutage gewiß die Mehrzahl bekennen müssen: „Durch schlechte Bücher! Durch Bücher, in denen christliche Tugend als Heuchelei, Ueberspanntheit und Weltflucht lächerlich gemacht, das Laster dagegen als unwiderstehlicher Drang der Natur beschönigt, ja als ganz berechtigt hingestellt wurde; durch Bücher, in denen einschmeichelnde Weichlichkeit das unreine Feuer weckte und nährte; durch Bücher, welche uns in alle Wege und Schliche der Leidenschaften einweiheten, alle ihre Kunstgriffe uns lehrten. Diese Bücher haben unsere Phantasie vergiftet und mit gemeinen Bildern erfüllt, unseren Verstand verbunkelt, unseren Willen entnerbt, unser Herz zum Sklaven der elendesten Leidenschaften gemacht: diese Bücher, die wir halbe Nächte gegen den Willen unserer Eltern und Lehrer im Geheimen lasen, sie sind Schuld an unserem Untergange.“ —

Wer hätte, wenn er auch selbst geschützt blieb von solchem Gifte, in seiner Umgebung noch nichts von den verheerenden Wirkungen unsittlicher Schriften geschaut oder erfahren? Welch' ein trüber Strom von Sünde, Qual und Jammer ergießt sich nicht aus dieser vergifteten Quelle in die Seelen, in die Familien, in die Gesellschaft! O, daß die Gräber reden könnten, deren Hügel so manches durch das Laster geknickte junge Leben decken! Daß Priester, Lehrer, Aerzte, Eltern die bittersten Erfahrungen ihres Standes laut aussprechen dürften! Hier auf Erden liegen die Schleier

des Geheimnisses über diesem Abgrunde. Was wird es sein, wenn einst der Tag des Gerichtes diese Schleier lüftet! Wie groß also, wie unermeslich ist das Verderben und darum die Gefahr schlechter Bücher und Schriften, sei es, daß sie gegen den Glauben, sei es, daß sie gegen die Sittlichkeit gerichtet sind, sei es, daß sie gegen beide zugleich verstoßen, giebt es in unseren Tagen eine unzählige Menge, eine wahre Sündfluth. Wer sieht nun nicht ein, wie die an sich schon so große Gefahr, die in dem Zweck und dem Inhalt solcher schlechten Schriften liegt, dadurch noch viel größer wird, daß ihre Zahl so groß, ihre Verbreitung so leicht ist und sich so weithin erstreckt? Zu Tausenden, ja zu Millionen werden sie, vielfach um einen Spottpreis, unter das Volk gebracht; für wenige Pfennige sind sie zu haben in gewissen Leihbibliotheken, die man in gerechter Entrüstung Vergiftungsanstalten des Volkes nennen möchte; um wenige Pfennige sind sie käuflich, ja umsonst werden sie geboten, als Zugabe werden sie dem armen Volke aufgedrängt in jenen bunten Darstellungen gewisser Waaren-Umhüllungen und Schachteln, wo sich zum verderblichen Reize des Bildes der scharfgeschliffene Pfeil vergiftenden Wizes oder loser Anspielung gefällt.

Und wo ich von der Größe der Gefahr rede, die aus der Verbreitung schlechter Schriften erwächst, darf ich nicht unterlassen auf die sogenannte Tagesliteratur hinzuweisen, auf Zeitschriften und Zeitungen. Gerade sie bieten heutzutage fast für Jedermann die ständige, tägliche geistige Nahrung: Ihr Einfluß ist so groß, daß man die sogenannte Tagespresse als die größte Weltmacht bezeichnet hat. Nicht mit Unrecht. Täglich, und immer von Neuem und überall, im Palaste des Reichen wie in der Hütte des Armen, erscheint die Zeitung: alle lesekundigen Mitglieder der Familie lesen darin. Für Unzählige ist die Zeitung ein ständiger Lehrer, Freund, Berather und Führer. Ihn fragt man, ihn hört man, ihm vertraut man, ihm folgt man sozusagen blindlings. Wer hätte auch noch Zeit und Lust und Ausdauer ein gründliches Werk zu lesen und sich ein selbstständiges Urtheil zu bilden? Wie nun,

wenn dieser Lehrer den Irrthum lehrt, wenn dieser Freund falsch, dieser Berather eigennützig, dieser Führer treulos ist? Tag für Tag wird er ins Haus gelassen: wie, wenn er nicht aufbaut, sondern niederreißt, wenn er für falsche Freiheit eintritt, die gottgesetzte Obrigkeit nicht achtet, wenn er gar, um zu gefallen und zu locken, es nicht genau nimmt mit den unerbittlich strengen Gesetzen christlicher Sittlichkeit? Unabsehbar ist die Verwüstung, die durch schlechte Zeitungen, durch glaubensfeindliche oder nur durch glaubensgleichgültige Blätter und durch sittengefährliche Schriften angerichtet wird. Wie gewissenhaft soll da ein Jeder sich vorsehen! Wie gewissenhaft solltet ihr Herrschaften, ihr Väter und Mütter, in eurer Familie wachen.

Soll ich nun noch davon reden, wie groß die Gefahr der schlechten Bücher und Blätter dadurch wird, daß diese Gefahr nicht bloß so allgemein und weitverbreitet, sondern auch so andauernd ist? Ein Wort gegen Glaube und gute Sitte, wie böse es auch ist, es ist doch rasch gesprochen, rasch verhallt. Aber Bücher und Schriften bleiben dauernd. Sie gleichen vergifteten Brunnen, die mit jedem neuen Trunk, den man aus ihnen holt, von Neuem vergiften, unzählige Male vergiften und unzählige Menschen. Wie vielmals vergiftet nicht ein und dasselbe schlechte Buch dieselbe Seele mit immer neuen Sünden? Und wie viele Seelen vergiftet es nicht der Reihe nach bis es zerfetzt und zerlesen ist, wie manche Bücher aus gewissen Reichbibliotheken! Und wie viele Seelen werden wiederum vergiftet, verführt und verdorben von Denjenigen, die aus einer einzigen oder aus wiederholter Lesung irgend einer schlechten Schrift den Keim des Verderbens in sich aufnehmen, — jenes Verderbens, meine ich vor Allem, das den unseligen Drang mit sich bringt, unschuldige Seelen zu verführen? O des unabsehbaren weit sich fortpflanzenden Vergernisses, das wie ein Strom sich fortwälzt und zu einem Meer von Sünden Anlaß giebt! Es bleibt das Wort des Herrn bestehen, das Er über alles Vergernißgeben gesprochen hat: „Wehe der Welt um der Vergernisse willen . . . Wehe dem Menschen, durch

den Vergerniß kommt! Wer eins dieser Kleinen, die an Mich glauben, ärgert, dem wäre es besser, wenn ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er ins Meer geworfen würde.“ (Matth. 18, 7. Mark. 9, 41.)

## II.

Schlimme Bundesgenossen dieser schlimmen Schriften sind vor Allem, Unwissenheit, Stolz und Sinnlichkeit.

Gewiß wird von Seiten der Seelsorger und Lehrer Alles aufgeboten, um der Jugend eine möglichst gründliche Kenntniß in den Lehren der Religion beizubringen. Und doch — wie armselig ist es im späteren Leben bei vielen Menschen bestellt um diese Kenntnisse, wie groß ist vielfach darin diese Unwissenheit! Das liegt zum Theil schon daran, daß, wie der Apostel sagt, „der natürliche Mensch wenig Sinn hat für das, was des Geistes Gottes ist.“ (I. Cor. 2, 14), d. h. das Göttliche und Ewige. Es kommen hinzu die Geschäften und Sorgen und Zerstreungen des Lebens, die weder Lust noch Zeit lassen, die in der Jugend gewonnenen Religionskenntnisse zu bewahren, geschweige denn zu vermehren, wie es dem fortschreitenden Alter und den zunehmenden Gefahren doch entsprechen würde. Gerade dieser Mangel an Religionskenntnissen, diese Unwissenheit, die oftmals auch da vorhanden ist, wo man sie gar nicht vermuthen sollte, ist ein überaus mächtiger Bundesgenosse all' der Schriften, die den Glauben bekämpfen und zu zerstören suchen. Man erkennt den Feind nicht, und wenn man ihn auch erkennt, ist man gegen seine Angriffe nicht genug gerüstet. Spott und Hohn, Mißdeutung und Verdrehung, Lüge und Verleumdung, das sind die allergewöhnlichsten Waffen der glaubensfeindlichen Schriftsteller. Wie leicht wird dadurch dem Leser solcher Schriften, der nicht durch eine tiefe und vielseitige religiöse Bildung dagegen geschützt ist, Wunde auf Wunde in der Seele beigebracht. Wohl können alle Angriffe, die der Unglaube mit so zuversichtlicher Miene macht, auf das Schlagendste widerlegt werden: wohl können alle Schwierigkeiten, welche man so oft unter der trügeri-

sehen Maske des ehrlichen Forschens nach Wahrheit erhebt, auf das Gründlichste gelöst werden. Aber diese Widerlegung und Lösung ist unmöglich Sache eines jeden einfachen, wenig unterrichteten Mannes. Das ist Aufgabe der dazu Berufenen, der Wächter des Heiligthumes, der Lehrer des göttlichen Gesetzes. Wer ohne Klüftung sich mit dem Feinde einläßt, wird leicht unterliegen. Der Mangel an Religionskenntniß vermehrt daher die Gefahr schlechter Bücher und ist ihr erster Bundesgenosse, — Noch schlimmere Bundesgenossen aber als in der Unwissenheit des Geistes finden solche Bücher in der Verderbtheit des menschlichen Herzens, im Stolze und in der Sinnlichkeit.

Der Glaube fordert demüthige Unterwerfung des menschlichen Verstandes zur Annahme der von Gott geoffenbarten Wahrheiten, die so oft über die beschränkte Fassungskraft des Menschen so weit hinausgehen. Der Unglaube hingegen schmeichelt dem angeborenen Stolze des Menschen. Er sagt ihm: unterwirf dich nicht! Darum die große Zahl der Ungläubigen zumal in unseren Tagen. Aus eitlem Wissensstolz kehren sie den Geheimnissen des Glaubens den Rücken. Daß alles Menschentwissen Stückwerk bleibt; daß die Geheimnisse, die der Glaube lehrt, wohl erhaben über die menschliche Vernunft sein können, aber niemals der gefunden Vernunft zuwider, daß der Glaube, die Religion und die Kirche dem wahren Wissen nicht feind sein können, weil derselbe Gott, der uns die Vernunft gab, uns auch die Wahrheiten offenbarte, die wir im Glauben annehmen, wie die Kirche sie uns vorstellt: von Alldem will der Stolz nichts wissen. So kommt er den glaubensfeindlichen Lehren dieser schlechten Schriften als Freund und Gesinnungsgenosse entgegen und vermehrt so die Gefährlichkeit derselben.

Ein überaus gefährlicher und mächtiger Helfershelfer der schlechten Schriften ist ferner auch die untergeordnete Sinnlichkeit. Sie greift begierig nach Allem, was ihr zusagt. Was sollte ihr aber da wohl mehr zusagen, als die Ungebundenheit, die jene Schriften predigen; was sollte die Sinnlichkeit wohl gierig

ger auffassen, als die Lüsterheit, mit welcher schändliche Bücher, Schriften, Gedichte, Romane und Theaterstücke, das glimmende Feuer böser Lust zur lodernden Flamme entfachen? Unglaube und Unsittlichkeit arbeiten allezeit einander in die Hände. Sie sind unzertrennlich von einander, daß man sagen darf: Sittenlosigkeit ist fast ausnahmslos die Mutter des Unglaubens und Unglaube erzeugt fast allezeit Sittenlosigkeit. Nun aber liegen Stolz und untergeordnetes Verlangen nach Sinnenlust in jedem Menschenherzen; sie können wohl bekämpft und niedergehalten, aber nicht ausgerottet werden. Wie dürres Holz in Flammen aufgeht, wenn Feuer darauf fällt und nicht sofort gelöscht wird: so werden demüthiger Glaube und reiner Sinn von dem Feuer zerstört, das glaubensfeindliche und sittenlose Schriften zu entfachen suchen. — Das also, Unwissenheit, Stolz und Sinnlichkeit, sind die schlimmen Bundesgenossen der schlechten Schriften: wie groß müssen da nicht die Gefahren sein, in welcher die Leser solcher Schriften sich begeben!

Und doch werden diese Gefahren so wenig erkannt, so wenig gefürchtet, ja, man stellt sie gerade in Abrede unter thörichten Einreden und Ausflüchten. Man lese solche Bücher und Schriften, so heißt es gewöhnlich, um sich zu bilden; es sei doch viel Gutes, Schönes und Wahres in denselben, und nur dieses eigne man sich an; alle Gebildeten läsen doch solche Schriften, und sei nur Engherzigkeit der kath. Kirche und ihre Sucht, die Vormünderin zu spielen, daß sie so scharfe Aufsicht über die Bücher führe, mit so strengen Verboten gegen das Lesen schlechter Bücher vorgehe, ja, mit Strafen bis zum Ausschluß aus der kirchlichen Gemeinschaft. Aber sagt selbst, geliebte Diöcesanen, wenn Euch Jemand zu Tische lüde und führet Euch in einen Saal, wo auf glänzender gedeckter Tafel die auserlesensten Speisen aufgetragen wären; würdet Ihr Euch da ruhig niederlassen und von den Speisen genießen, wenn die wohlbekannte Stimme eines Freundes in den Saal hineinriefe: „Mit Gift sind diese Speisen bereitet; rührt sie nicht an, ihr Genuß bringt Krankheit und Tod!“ —

Nun wohl, geliebte Diöcesanen! Die Kirche weiß, daß jene Schriften gleichsam mit Gift bereitet und gewürzt sind; daß sie unter dem Schönen, Guten und Wahren, welches sie enthalten mögen, todbringendes Gift verbergen, und darum wehrt sie als eine Mutter es ihren Kindern, sich dieser Gefahr zu nahen. —

Und ist es denn wirklich wahr, daß man schlechte Schriften aus Bedürfnis und Drang nach Bildung lieft? Geschieht es nicht vielmehr im Drang nach Ungebundenheit und falscher Freiheit, im Drang des Stolzes und der Sinnlichkeit, im Drang nach Befriedigung von Begierden und Lüsten, deren Namen nicht einmal über Christenlippen kommen sollten? Man will die Gefahr nicht sehen; darum schließt man vor ihr die Augen und sagt dann: Man sehe da keine Gefahr. Gegen die verheerenden Fluthen eines reißenden Stromes errichtet man rechtzeitig starke Dämme; gegen die Ausbreitung ansteckender Krankheiten trifft man Abperrungs- und Schutzmaßregeln aller Art; um der Gefahr des Genußes giftiger Früchte und Pflanzen vorzubeugen, belehrt man Alt und Jung; und auf die unbefugte Verabreichung von Gift, auf die unvorsichtige Behandlung gefährlicher Sprengstoffe setzt man schwere Strafen. Das ist Alles recht und lobenswerth, und Niemand hat dafür ein Wort des Tadel's. Wie aber, wenn die katholische Kirche einen Damm aufwerfen will gegen die verderbliche Fluth, welche sich aus den schlechten Schriften verwüsthend in das gläubige Volk ergießt; wenn sie die Seelen vor ansteckender Seuche, vor tödtlichem Gifte zu bewahren bemüht ist; wenn sie den Sprengstoff von Familie, Staat und Kirche fern zu halten sucht, der den Frieden und die Wohlfahrt derselben zu vernichten droht? Dann heißt es in der schlechten Presse und bei ihren Fremden: „Das ist engherzige Beschränkung der Freiheit; man will dem Volke der Wahrheit vorenthalten; man will den Fortschritt in Kunst und Wissenschaft verhindern; man verurtheilt uns zur Rückständigkeit auf dem Gebiete der modernen Kultur!“

Doch genug, vielgeliebte Diöcesanen, von diesen thörichten Einwendungen, genug von

diesen unbegründeten Ausreden! Fragen wir lieber: was ist einer so großen Gefahr gegenüber, wie die schlechten Bücher und Schriften sie mit sich bringen, eines jeden Christenmenschen heilige Pflicht? Das Erste und Nächste ist, daß wir sie meiden, daß wir sie von uns fern halten. Ja, meidet sie, geliebte Diöcesanen, mit der größten Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit. Bei der Liebe unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi biete und beschwöre ich Euch: meidet jede schlechte Lektüre! Das Geld, das für schlechte Bücher ausgegeben wird, ist für die Hölle geopfert. Solltet Ihr je so unvorsichtig gewesen sein, schlechte Bücher zu erwerben: ins Feuer damit! So thaten einst die Christen in Ephesus. Sie trugen die schlechten Bücher zusammen und verbrannten sie. Und das thaten sie, ob schon dieselben fünfzigtausend Denare gekostet hatten. So berichtet uns die Apostelgeschichte (19, 19). Folget, geliebte Diöcesanen, diesem Beispiele! Je lieber Euch diese Schriften vielleicht sind, um so gefährlicher sind sie für Euch. Gedenket des Wortes, welches der Heiland vom Aergerniß sprach. Lieber Hand und Fuß und Auge verlieren, als Aergerniß geben oder nehmen zu schwerer Sünde. Gedenket des Wortes Jesu von dem Mühlenstein, der an den Hals dessen gehört, der den Kleinen, die an Ihn glauben, Aergerniß bereitet, Anlaß zur Sünde gibt. O, wie oft und wie schwer wird dies der unschuldigen Jugend durch schlechte Schriften bereitet, manchmal allerdings in unbesonnener, aber strafbarer Fahrlässigkeit und Gleichgültigkeit! —

Darum richte ich ein besonderes Wort an Euch, geliebte Eltern, und an Alle, die sonst Einfluß auf die Jugend haben. Wachtet und behütet Eure Schutzbefohlenen vor nichts mit größerer Sorgfalt, als vor dem Gifte schlechter Bücher! Denket an die Rechenschaft, die Ihr Gott dem Herrn einst abzulegen habet. Die Seele, die etwa zu Grunde ginge durch Eure Schuld und Lässigkeit: — Gott wird sie fordern von Eurer Hand. (Ez. 33, 5.) Wachtet darum und wiegt Euch nicht ein in falsche Sicherheit. Dies Uebel ist wie eine Schlange, die unter Gras und Blumen heran-

schleicht. Vor Allem gebt kein böses Beispiel, bietet keine verführerische Gelegenheit! Duldet darum in Eurem Hause kein schlechtes Buch, keine schlechte Zeitung. Sorget, daß selbst gute Zeitungen nicht in die Hände unreifer Kinder fallen. Nicht Alles, was in einer sonst guten Zeitung steht, ist für die harmlose Jugend. Das gilt namentlich von manchen Erzählungen und gewissen Nachrichten. Trauet auch nicht den marktshreierischen Anpreisungen, die sich zuweilen in den Zeitungen finden, oder von jenen Menschen herrühren, deren Geschäft es ist, laudaus, laudab Schriften um scheinbar geringen Preis abzusetzen.

Sorget also für gute Schriften in Euren Familien, aber sorget auch, daß sie gut gebraucht werden. Wie schön ist es, wenn im tranten Kreise einer Familie ein gutes Buch vorgelesen wird, wie es in alter Zeit so vielfach geschah, ein Buch zur Belehrung und

Unterhaltung, oder auch ein Buch zur Erbauung, die Handpostille, die Biblische Geschichte, das Leben der Heiligen. Lasset diesen alten Brauch nicht untergehen, wenn er bei Euch noch in Ehren steht; und wo er nicht besteht, da führet diese segensreiche Übung ein. Fanget damit jetzt gleich an. Ihr werdet dann finden, welch' eine Segensquelle für den Frieden des Herzens, welch' ein Born der Belehrung, der Aneiferung, des Trostes und der Freude in dem guten Gebrauche guter Schriften am häuslichen Herde liegt. —

Und so schließe ich diese Mahnung mit den Worten der hl. Schrift, in denen der Heiland vor falschen Lehren und eben damit vor den schlechten Schriften derselben warnt: „Hütet Euch vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu Euch kommen, inwendig aber reißende Wölfe sind; an ihren Früchten werdet Ihr sie erkennen. (Matth. 7, 16.)

---

## Ein Lorbeerblatt für die katholische Kirche.

---

Der socialdemokratische Schriftsteller Heydmann schreibt: „Die katholische Kirche des Mittelalters opferte mehr als die Hälfte ihrer Einkünfte dem Wohle der Armen. Die noch heute existirenden Berichte vieler Klöster beweisen, daß ein bedeutender Theil ihres Einkommens zur Beherbergung der Wanderer, zu Nahrung und Kleidung für die Armen und zu vielen anderen Zwecken benutzt wurde. Thatsache ist auch, daß die Priester und Mönche die besten Landwirthe Englands waren, und daß, so lange die katholische Kirche im Besitze ihrer Macht und Kinder geliebt ist, Noth und Entbehrung dem Volke fremd waren. Rechnet man zu den Verbesserungen der Landwirthschaft, den haulichen Arbeiten, der Anlage der Landstraßen, — einer nicht zu schätzenden Wohlthat für die damalige Zeit — noch den Eifer der Geistlichkeit für die Armen- und Krankenpflege, die Verbesserung der Sitten und die Gründung der Schulen, so hat man den Beweis, welch' ein Segen die so schmählich verleumdeten Priester, Mönche und Klosterfrauen für die Menschheit waren. Nach

dem Triumphe der Reformation aber sahen sich die Reisenden, die in den Klöstern Nahrung und Obdach gefunden, die Kinder, welche dort ihre Erziehung genossen, dieser Wohlthaten beraubt. Sobald die Besitzthümer der Kirche in die Hände der neuen Herren übergingen, wurden sie ein Werkzeug der Unterdrückung.

---

Als Braut des heil. Geistes steht Maria das ganze Reich der Gnade zu Gebote und ist sie die Mittlerin zwischen uns und Christo geworden, der Kanal, durch den uns die Gnaden zufließen. Und so ausgebreitet ist hierin ihre Mittlerenschaft, daß die Lehrer der hl. Kirche keinen Anstand nehmen, zu behaupten, daß alle Gnaden durch die Hände dieser himmlischen Schatzmeisterin ausgeheilt werden, und daß ihre Vermittlung so mächtig sei, daß sie so viel durch ihre Bitten vermöge, als Gott durch seine Allmacht, ja, wie der hl. Antonin sagt, nicht bloß sie anzuhören, sondern sie zu erhören als seine Mutter, eine Pflicht für Gott geworden sei.

## Der Schleier der Gottesmutter.

Freundlich schimmerten die Strahlen der Morgensonne in eine Malerwerkstatt der Piazza mala in Rom. Von leisem Windhauch bewegt neigen sich einige grüne Zweige neugierig in das Gemach und darüber wölbte sich in majestätischer Pracht der ewig arzurklaue Himmel Italiens.

Der bleiche Jüngling aber, der drinnen vor der Staffelei saß, sah nichts von alledem; er sah nicht die herrlichen Kunstwerke und Skizzen an den Wänden, er sah nicht das farbensprühende Bild „das Urtheil des Paris“, an dem sein Meister sonst malte. Mit glänzenden Augen malte er an seinem Bilde, welches die Mutter Gottes mit ihrem todtten Sohne im Schooß darstellte.

Und wahrhaftig, das Bild versprach ein Meisterwerk zu werden. Welch unsagbare Hoheit und welch tiefes Weh barg der zum Himmel aufgeschlagene Blick der göttlichen Mutter, in deren Schooß der vom Kreuze genommene Sohn ruhte. —

Ein leichter Schritt ertönte; der junge Künstler schrak zusammen und suchte vergeblich mit bebenden Händen das Bild zu verbergen. Der Meister, eine hohe, gebietende Gestalt, stand auf der Schwelle.

„Per Bacco“ ruft er mit erzürnter Stimme, nähertretend und das Kunstwerk mit gerunzelter Stirn betrachtend. „In der That, Paolo, du nüttest deine Zeit gut aus. Habe ich dich zum Schüler aufgenommen, damit du die kostbare Zeit mit solchen Bildern verträdelst und die echte, freie Kunst mißhandelst? Habe ich dir nicht aufgetragen, die Skizze „Nymphen“ zu entwerfen? Fort mit der süßlichen, frömmelnden, schablonenhaften Richtung der biblischen Malerei! Sie ist der Tod der wahren lebensfrohen Kunst. Warum sollen wir unsere Motive aus dem Wust zusammengescharrter, unwahrer Angaben entlehnen? Sieh dort hin,“ und die ausgestreckte Hand des Meisters deutete auf eine am Fenster vorübergehende römische Wasserträgerin, „sieh dort, die Graziella wird dir morgen als Modell zu den

„Nymphen“ stehen, und wehe dir, wenn du deine Aufgabe nicht lösest. Du bist mein Schüler, und sollst einst ein großer Künstler werden, aber ich werde dich unbarmherzig verstoßen, wenn du auf dieser Bahn fortfährst.“

Paolo stand noch mit der Palette in der Hand vor seinem Meister.

„Nein,“ rief er mit bebender Stimme, „ich werde niemals meine Seele mit solchen schmutzigen Bildern bes Flecken. Auch mir wird der Genius der Kunst die Stirne küssen!“

Wie ein Blitz zuckte es in den Augen des Meisters, und Paolo schauerte in sich zusammen.

„Kein Wort mehr,“ herrschte der Meister. „Aber ich werde der himmlischen Madonna mit dem rührseligen Gesicht einen Schleier stiften, damit diese Augen kein Unheil anrichten.“

Und höhnisch lächelnd griff er rasch unter die Malgeräthschaften und achtete der kleinen Schnittwunde nicht, die er sich durch ein dort liegendes kleines Palettmesser beibrachte. Ihn rührte nicht die himmlische Sanftmuth und Ergebenheit, die ihm aus den Zügen der Gottesmutter entgegenstrahlten, er sah nicht das entsetzte Antlitz seines Schülers, der jeder seiner Bewegungen gefolgt war.

Mit wilder Geberde tauchte der Meister seinen Pinsel in die grüne Farbe der Palette; er fühlte nicht, daß der giftige Stoff in seine Wunde drang. Er überstrich mit raschen Zügen das herrliche Madonnenbild und achtete nicht des großen Schmerzes seines Schülers. — Zerstört war das Bild der Mutter Gottes und der frevelnde Meister malte schweigend an dem farbenprächtigen Bild „das Urtheil des Paris“ weiter. —

Acht Tage sind vergangen. Sonntag ist es, und wieder schimmern die Sonnenstrahlen ins Gemach, und es nicken die grünen Zweige, aber die Glocken draußen tönen mit dumpfem Klang wie Grabesgeläute. Und drinnen steht an Stelle der Staffelei mit dem frevelhaft zerstörten Bilde ein Sarg, und drinnen liegt

stumm und still der berühmte Meister. Die Leute sagten, der große Künstler sei an Blutz Vergiftung gestorben.

Am Fußende des Sarges lag Paolo auf den Knieen und barg schluchzend sein Angesicht in die Hände und die Sonnenstrahlen huschten zum

letzten Male über das Antlitz des Todten. — Paolo aber wurde einer der berühmtesten biblischen Maler und seine tiefempfundenen religiösen Bilder haben manches arme zuckende Menschenherz wunderbar getröstet und vor dem ewigen Verderben bewahrt.

## Ein Katechismus für katholische Männer.

Von Rev. M. Schwickerath, S. J.

(Fortsetzung.)



12.

Wir kommen jetzt zu einer anderen, überaus wichtigen Frage: **Ist die Seele des Menschen unsterblich?**

Es ist dies eine Frage, welche alle denkenden Menschen seit Jahrtausenden beschäftigt hat. Eine Frage, von deren Beantwortung unsere ganze Welt- und Lebensanschauung abhängt. Wenn, wie der Materialismus sagt, es bloß Stoff und Kraft giebt, wenn „mit dem Tode alles aus ist“, dann haben die Epicuräer des Alterthums und die Lebemänner der Neuzeit recht, wenn sie sagen: „Laßt uns essen und trinken und fröhlich sein, denn morgen sind wir nicht mehr.“ Dann hat auch der Arme und der geplagte Arbeiter nicht unrecht, wenn er sich dem Sozialismus und Anarchismus in die Arme wirft, um sich um jeden Preis ein Stückchen Glückseligkeit zu erkämpfen.

Wenn aber der Mensch eine unsterbliche Seele hat, wenn es ein persönliches Fortleben nach dem Tode giebt, ein Leben für eine Ewigkeit: dann ist dieses Leben nur eine Vorbereitung, eine Prüfungszeit, von deren weisen Benützung unendlich viel abhängt. Dann haben die recht, die sich in demüthigem Glauben Gott und seinen Stellvertretern unterwerfen; die sich bemühen, seine Gebote zu halten, so schwer es auch der sinnlichen Natur fällt; die geduldig und starkmüthig die Prüfungen, Leiden und Entbehungen von der Hand Gottes annehmen. Kurz, die haben recht, „die den Glauben bewahren und den guten Kampf kämpfen,“ weil

sie wissen, daß ihnen „hinterlegt ist, die Krone der Gerechtigkeit“, die ewige Seligkeit. Wir antworten, gestützt auf Glauben und Vernunft: Ja die Seele des Menschen ist unsterblich; sie lebt nach dem Tode fort, und zwar lebt sie persönlich fort, d. h. sie geht nicht, wie die Pantheisten sagen, in die Weltseele auf, sondern das „Ich,“ das, was in mir denkt und will, wird fortbestehen als ein selbstständiges, persönliches Wesen. Diese Behauptung wollen wir im Folgenden kurz beweisen:

13. Wir sagen zuerst, die Seele kann nach der Trennung vom Leibe fortbestehen; dies kann sie, weil sie ein einfaches und geistiges Wesen ist. Was heißt das! — Wenn die Seele den Leib verläßt, so löst dieser sich auf. Er besteht eben aus stofflichen Theilen: Sauerstoff, Stickstoff u. s. f. Wenn diese nicht mehr von der Seele, dem Princip, dem „Oben des Lebens,“ zusammengehalten und vereint sind, so zerfallen sie unter dem Einfluß anderer Elemente, gerade wie das Gestein unter dem Einfluß der Witterung zerbröckelt, oder wie sich die Metalle unter Einwirkung gewisser Säuren auflösen. Ganz anders ist es mit der Seele. Die Seele ist einfach und geistig, (Siehe No. 11) hat also keine Theile; folglich kann sie nicht zerfallen, kann sich nicht in Theile auflösen. Sie kann also fortbestehen; sie kann auch ohne den Leib denken und wollen, weil sie weder im Dasein, noch im Denken und Wollen vom Körper abhängig ist. Deshalb schließen wir: Die Seele kann nach dem Tode persönlich fortleben.

14. Wir gehen aber weiter und behaupten: Die Seele **wird** thatfächlich nach dem Tode fortleben. Das sagt uns die göttliche Offenbarung klar und deutlich an vielen Stellen. Wir wollen aber jetzt keine Beweise aus der göttlichen Offenbarung anführen, sondern nur solche Gründe, welche die gesunde Vernunft uns an die Hand gibt. Fassen wir deshalb die Behauptung noch schärfer und sagen wir: Die Seele muß nach dem Tode fortleben. Das fordert zunächst die **Natur** der Seele, daß ihr innewohnende Verlangen nach Unsterblichkeit, nach einer nie endenden Glückseligkeit. Der Mensch will glücklich sein. Dieses Verlangen fühlt jeder Mensch in sich: das Kind am rosigen Morgen des Lebens und der Greis am Rande des Grabes; der arme Tagelöhner und der reiche Prasser; der gelehrte Professor und der schlichte Bauer: alle wollen glücklich sein. Was bedeutet denn das Treiben und Hasten und Schaffen in unseren Städten? Ist es nicht ein Jagen nach Glück? Alles was der Mensch thut, zielt auf Glück ab, selbst das, was scheinbar sein Glück vernichtet. Die Einsiedler der Vorzeit, die sich in Wüsten und Wäldern vergruben, der ernste Trappist, der sich in die Einsamkeit einer Zelle verbirgt — sie suchten und suchen Glückseligkeit ebenso gut wie der Goldsucher, der in den Eisfeldern Alaskas Hunger und Kälte trotzt, oder wie der lebensfreudige Jüngling, der sich in den Strudel des Vergnügens stürzt und Ehre, Vermögen und Gesundheit ruiniert. Und selbst der unselige Selbstmörder, der Hand an sich selbst legt, was will er mit seiner freventlichen That? Er will einem wirklichen oder vermeintlichen Unglück entrinnen, er will nicht unglücklich, er will glücklich sein.

Dieser Drang nach Glückseligkeit ist **allgemein**, er ist so alt wie die Menschheit, er wohnt in jeder Menschenbrust, und kann nicht aus ihr vertilgt werden: er ist der tiefste, der unbezwinglichste Naturtrieb des Menschengesistes. Ein solcher Drang aber, der von Natur aus in menschliche Wesen gelegt ist, muß befriedigt werden. Jedes natürliche Streben kann wenigstens befriedigt werden, sollte der Mensch allein seinen stärksten Drang, diesen

Durst nach Seligkeit nicht stillen können? Sollte er, das vollkommenste Wesen dieser Welt, allein so namenlos unglücklich sein? Nein, das ist unmöglich; das widerspricht der Weisheit, die wir in der Anordnung dieser ganzen Schöpfung erblicken, in der keinem Wesen ein Drang eingepflanzt ist, der nie erfüllt werden kann, und der es nur unglücklich machte. Hier auf Erden aber ist kein Mensch ganz glücklich, alle haben Leid und Schmerz; das brauchen wir wohl nicht erst zu beweisen. Alle aber wollen ganz glücklich sein, glücklich heute, und morgen, und immerfort ohne Ende. Das ist aber nur dann möglich, wenn die Seele fortlebt, wenn sie unsterblich ist. Also muß dieser Drang erfüllt werden können und es muß ein ewiges Glück geben, welches die Seele erlangen kann. Sonst wäre die ganze menschliche Natur ein Unding, eine Lüge, weil ihre Grundstimmung, ihr wesentlichster Trieb falsch, unerfüllbar und verkehrt wäre.

15. Ferner verlangt die **sittliche Ordnung** daß die Seele unsterblich ist. Die Gerechtigkeit verlangt, daß das Gute belohnt, das Böse bestraft werde. Diese Forderung der Gerechtigkeit wird hier auf Erden nicht immer erfüllt. Böse, lasterhafte Menschen haben Erfolg und triumphiren; gute und ehrenhafte Menschen werden oft von einem Unglück über das andere getroffen. Wie entsetzlich trostlos wäre es da, wenn mit dem Tode alles aus wäre! Dann gäbe es in der Welt keine Gerechtigkeit, keine Vergeltung. Es muß aber eine vergeltende Gerechtigkeit sein. Der Mensch fühlt, daß in sein Herz ein unabänderliches Gesetz eingegraben ist, daß er verpflichtet ist, das Gute zu thun und das Böse zu meiden. Dieses Gesetz würde nicht genügend befolgt werden, wenn es keinen Lohn für dessen Beobachtung, keine Strafe für seine Uebertretung gäbe. Diese Vergeltung tritt aber, wie oben gesagt, nicht genügend hier auf Erden ein. Deshalb muß es eine andere Vergeltung geben, in einem anderen Leben. Dies ist nur möglich, wenn die Seele unsterblich ist.

Es giebt freilich Leute, die mit Stolz und

Verachtung auf solche Anschauungen blicken. Sie sagen :

„Es ist klavisch und selbstsüchtig, die Tugend um Lohnes willen zu üben; man muß das Gute um seiner selbst willen thun, und das bloße Bewußtsein, seine Pflicht erfüllt zu haben, macht den Menschen glücklich.“ — Das klingt zwar ungemein erhaben und tugendhaft, allein es ist durchaus falsch. Wohl finden wir Trost im Bewußtsein, Gutes gethan zu haben, aber es kommt dies von der Hoffnung auf ein- stige Belohnung, oder vom kindlichen Aufblick zu unserem Gott und Vater. Daß die Erfüll- ung unserer Pflichten uns aber schon hier v o l l k o m m e n glücklich mache, wird wohl keiner behaupten, der je einen schweren Gei- steskampf gekämpft, je eine heftige Versuchung überwunden hat. Gilt ja doch allgemein, daß große Tugend nur durch großen Kampf, durch heroische Ueberwindung und Selbstentsagung erworben wird. Wir können uns aber nicht voll- kommen glücklich fühlen, wenn wir unserer Natur so viele Opfer abzwingen müssen.

Noch stolzer klingen die Worte derer, die da behaupten, „die Glückseligkeit des Menschen bestehe im Andenken der Menschheit, im tröst- lichen Bewußtsein, zur Elite, zu den Auserlese- nen der Menschheit zu gehören, mitzuhelfen am Fortschritt in Wohlstand, in Kunst und Wissen.“ Das sind alles hohle Phrasen. Zunächst, wie Wenige gibt es, die „im An- denken der Menschheit“ fortleben! Und wo ist denn die Glückseligkeit der Unzähligen, deren Namen unbekannt, ungenannt, vergessen sind? Sind sie nicht ebenso gut Menschen, wie die „Auserwählten?“ Haben nicht auch sie ein Herz, das nach Glück lechzt? — Und selbst die, welche „Genies“ sind oder zu sein glauben, die geehrt und verherrlicht werden, sind sie glücklich? Man höre nur die wehmüthigen Klagen so mancher dieser Ruhmeshelden und „Glücksfinder,“ um sich schnell eines anderen zu belehren. Und wird das „Hochgefühl zur Elite der Menschheit zu gehören“ je einem Menschen Kraft geben, die unwiderstehlichen Reize einer heftigen Versuchung zu überwin- den? Wird es einen Wüstling keusch, einen Trunkenbold enthaltfam, einen Wucherer und

Geizhals genügsam und freigebig machen? — Nein und abermals nein. Um solchen Nei- gungen zu widerstehen, dazu bedarf es soliderer Beweggründe; dazu hilft der Gedanke an einen ewigen Lohn oder eine ewige Strafe. Der Gedanke: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber Scha- den leidet an seiner Seele?“ (Matth. 16, 26.)

Was soll man endlich sagen von Denen, welche den Glauben an die Unsterblichkeit eine F e i g h e i t nennen; die sagen: „es sei tröst- lich, nicht an die Existenz gekettet zu sein;“ daß man „mit Muth und Resignation in's Schwarze springen müsse.“ Das sind Aus- brüche von Hochmuth und Verzweiflung, und Verzweiflung ist das einzige, das sie übrig lassen.

Eins aber steht fest nach dem Gesagten: Jeder Herzschlag des Menschen ist ein Trieb nach ewiger Glückseligkeit, der erfüllbar sein muß; ferner, daß es eine genügende Vergel- tung für das Gute und Böse geben muß; daß diese aber nur möglich ist, wenn die Seele un- sterblich ist.

16. Einen dritten Beweis für die Un- sterblichkeit der Seele nehmen wir von der T h a t s a c h e, daß alle Völker an die Fort- dauer der Seele nach dem Erdenleben, an ihre Unsterblichkeit glaubten. Alle Völker aller Zeiten, mögen sie an Gestalt und Farbe, An- lage und Bildung noch so sehr verschieden sein: die Griechen und Römer, die Phönicier und Juden, die Assyrier und Babylonier, die Chi- nesen und Indier, die Neger und Indianer, die Celten und Germanen, die Völker des hohen Nordens und der Südsee: alle haben die U e b e r z e u g u n g von der Unsterblichkeit der Seele. Diese Thatsache ist bewiesen durch die religiösen Schriften, Traditionen und Ge- bräuche dieser Völker, und ist vollauf bestätigt von ungläubigen und gläubigen Gelehrten und Forschern. Wohl ist bei den einzelnen Völkern die A r t und W e i s e, wie sie sich die Fort- dauer nach dem Leben dachten, sehr verschie- den. Aber bei allen ist die T h a t s a c h e der Fortdauer festgehalten worden.

Nun sagen wir: Eine solche allgemeine und beständige Ueberzeugung des ganzen mensch-

lichen Geschlechtes kann nicht falsch sein. Man sagt freilich: es kann eine Täuschung sein, ein Irrthum, wie die Völker ja auch einst glaubten, die Erde stehe still und die Sonne bewege sich um die Erde. Allein es ist ein großer Unterschied zwischen diesen zwei Fällen. Man glaubte, die Erde stehe still, weil man nicht genügende Untersuchungen anstellte und dem Schein glaubte. Aber alle Untersuchungen können die Gründe für die Unsterblichkeit der Seele nicht widerlegen. Dann ist hier der Schein gegen diesen Glauben an die Unsterblichkeit. Wir sehen, wie der Leib nach dem Tode zerfällt und allmählich vernichtet wird. Der Augenschein sollte uns also eher geneigt machen, nicht an die Unsterblichkeit der Seele zu glauben. Woher also dieser Glaube, der ein Gemeingut der ganzen Menschheit ist? Er quillt aus dem innersten Wesen und Bewußtsein des Menschen hervor, muß folglich auf Wahrheit beruhen, sonst wäre die menschliche Natur lügenhaft. Dieser mächtige Zug, der durch die Geschichte der Menschheit geht, dieser geheimnißvolle Drang nach dem Jenseits ist ein Protest gegen die Leugner der Unsterblichkeit; ist eine laute Bestätigung des Wortes: „Wir haben hier keine bleibende Stätte, sondern suchen eine zukünftige,“ einen ewigen Ruheort. (Hebr. 13, 14.)

17. Jetzt können wir entscheiden, wer die Weisen und wer die Thoren auf dieser Welt sind. Jetzt werden wir die Worte der Schrift verstehen, die im Buch der Weisheit von den Gottlosen gesagt werden, welche die Unsterblichkeit leugnen: „Sie denken bei sich unrecht und sagen: Kurz und mühselig ist die Zeit unseres Lebens. Aus Nichts sind wir geboren und bald sind wir, als wären wir nicht gewesen. Unser Leib wird Asche und der Geist verfliegt wie dünne Luft; darum kommet und laßet uns des Guten genießen, so lange wir noch jung sind. Nicht soll die Blüthe der Zeit

uns entgehen. Wir wollen uns mit Rosen kränzen, ehe sie verwelken. Laßt uns den Gerechten unterdrücken, und unsere Stärke gelte für das Gesetz! So denken sie und irren; denn ihre Bosheit verblindet sie. — Aber die Seelen der Gerechten sind in der Hand Gottes. Und wenn sie von den Menschen Dual erdulden, so ist doch ihre Hoffnung der Unsterblichkeit voll. Dann (nach dem Tode) werden die Gerechten mit großer Standhaftigkeit denen gegenüberstehen, von denen sie geängstigt wurden. Und diese (die Gottlosen) werden reuevoll bei sich sagen: „Diese sind es, die wir einst verachteten und verhöhnten. Wir Thoren hielten ihr Leben für Unsinn und ihr Ende für schimpflich. Sieh, wie sie unter die Kinder Gottes gerechnet sind und ihr Loos unter den Heiligen ist. Also haben wir uns verirret . . . So ist die Sprache der Sünder in der Hölle . . . Die Gerechten aber werden ewig leben und bei dem Herrn ist ihr Lohn.“ (Weish. 2—5.)

Wer könnte noch zweifeln, daß dies eine überaus wichtige Lehre ist? Sie erklärt allem die Wege der göttlichen Weltregierung, die uns oft so dunkel und ungreiflich erscheinen. Diese Wahrheit ist eine unerschöpfliche Quelle des Trostes für alle gute Menschen. Wenn sie noch so sehr im Unglück sind, ihnen leuchtet stets ein Hoffnungsstern, der Gedanke nämlich, daß nach dem Tode das eigentliche Leben erst beginnt, ein Leben voll unendlicher Freude und Seligkeit. Ein Mensch, der noch lebendig an die Unsterblichkeit der Seele glaubt, kann deshalb nie ganz unglücklich und trostlos sein.

Christlicher Mann! Beherrze diese Wahrheiten. Dann werden keine Phrasen und Scheingründe dich in der Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der Seele wankend machen; Du wirst vielmehr allezeit aus ganzem Herzen sprechen: „Ich glaube an ein ewiges Leben.“

Gelobet seist du, Jesus Christ,  
Der du vom Tod erstanden bist!  
Dem Vater der Barmherzigkeit,  
Dem Geist sei Lob in Ewigkeit!

Die Gebote Gottes und der Kirche, das  
Evangelium, deine Berufspflichten sind das  
Lineal, wonach wir unsere Verirrungen abzu-  
messen haben.

# Giebt es eine Vergeltung?

Von Franz Lasse.

(Fortsetzung und Schluß.)

Die Gedankenünden sind im gewissen Sinne die schlimmsten. Denn vor ihnen wird der Mensch sich weniger hüten, da sie seine Schlechtigkeit ja nicht nach außen offenbaren. Sie sind es ferner, welche die äußere That begründen, begleiten und vollenden, ja von ihnen allein erhält die äußere Handlung den Charakter der Bosheit. Die äußere That kann in manchen Fällen beides, gut oder böse sein. Nehmen wir ein Beispiel ähnlich wie das kurz vorher berührte. Dort zieht spät abends ein Wanderer einsam seiner Straße; da kracht ein Schuß aus dem fernen Gebüsch, und der Arme sinkt getroffen nieder. Welch ein Verbrechen! O nein, gar nicht; in jenem Gebüsch stand seit einer halben Stunde ein Vorposten, der beim unsichern Mondlichte in dem Fußgänger einen feindlichen Soldaten zu erkennen glaubte. Wäre das nicht der Fall gewesen, hätte er ohne diesen Irrthum auf den Wanderer angelegt, dann allerdings könnte ein arges Verbrechen vorliegen. Was demnach hier zur Unthat fehlte, das ist nicht anderes als die innere Sünde, die Absicht, der Gedanke.

Die Gedankenünden nun, die zahlreichsten und die verderblichsten von allen, werden im Reiche der Gottlosigkeit ungeahndet bleiben. Denn wer will sie anklagen? Vor dem tiefen Dunkel, welches sich um die Geheimnisse des Geistes legt, muß schließlich auch die vortrefflichste Geheimpolizei, muß der ausgebildetste Spürsinn Halt machen. Und wüßte man sie, wer könnte ihre ungeheure Menge vor den Richter bringen! Welche Anzahl von Richtern wäre erforderlich, sie abzuurtheilen! Ja, könnte man überhaupt die Gedanken zum Gegenstande des Strafgesetzbuches machen, so hätte es die Welt sicher schon unternommen; daß es nie geschehen ist und nie geschehen wird, hat einen durchschlagenden Grund auch in der

völligen Unmöglichkeit, einer Unmöglichkeit, welche durch die Zeugnung Gottes wahrhaftig nicht zu beseitigen ist. Ohnmächtig wird zu allen Zeiten die menschliche Gerechtigkeit dem Reiche des Gedankens gegenüberstehen.

## VII.

Ja Ohnmacht, das ist der eigentliche Charakter aller menschlichen Gerechtigkeit. Ohnmacht ist ihr Wesen, ihr allereigenstes Wesen, sogar da, wo sie wirklich ihres Amtes walten kann. Denn wie mancher Verbrecher, den sie in ihrer Gewalt hat und dessen Unthaten nachgewiesen sind, vermag sie nicht nach Gebühr zu züchtigen! Wenn zum Beispiel die rechte Strafe für den Mord der Too ist, welche Strafe bleibt dann für den Doppelmord noch übrig? welche für den Massenmord? und was soll der erleiden, der die Hand gar an seinen Vater, an seinen König legt? Sollte nicht eine Sühnung über sie verhängt werden, welche selbst im Verhältnisse zum Tode noch ebenso exemplarisch ist, wie das Verbrechen ungeheuer? Allein mehr als ein einziges Leben kann man ihnen nicht nehmen. Oder ist ein solcher etwa durch Gefängniß und Geldbuße, oder durch die mittelalterliche Folter genugsam bestraft? Die Macht des Strafenden hat ein Ende, während die Bosheit, vor allem die innere Bosheit, immer noch größer und schauriger werden kann, so groß und schaurig, daß man beinahe sagen darf, sie könne ins Unendliche wachsen. Und doch verlangt unser Gerechtigkeitsgefühl auch für das allergrößte Vergehen eine Strafe, die seiner Größe und Bosheit ebenso entspricht, wie die Sühnung des allerkleinsten Fehltrittes.

Diese Halbheit und Ohnmacht klebt der menschlichen Rechtspflege unzertrennlich an, selbst dann, wenn es möglich wäre, alle mildern und erschwernenden Umstände richtig

abzuwägen. Allein wie oft kann das mit Sicherheit geschehen?

Es steht also unwiderleglich fest, daß die Menschheit niemals fähig sein kann, jene Gerechtigkeit, die unser Verstand fordert, in der Welt herzustellen. Sie ist dazu in ihren Mitteln zur Verfolgung wie zur Bestrafung in geradezu armseliger Weise beschränkt. Erst recht aber ist sie dazu nicht fähig im gottlosen Staate. Warum nicht?

---

### VIII.

Bis jetzt haben wir stillschweigend vorausgesetzt, daß diejenigen, welche die Gerechtigkeit handhaben, redliche, unbescholtene Männer sind, denen es nicht um den eigenen Vortheil, sondern lediglich um das gemeinsame Wohl zu thun ist. Wird das aber im gottlosen Lande der Fall sein? Daran dürfen wir billig schwere Zweifel hegen.

Wir haben die Betrügereien noch nicht vergessen, welche zu Paris und Rom vor einigen Jahren begangen sind. Hochgestellte Männer, Helden der allernmodernsten Wissenschaft, rechte großjährige Kinder der Gottesleugnung, haben es dort verstanden, sich das Vermögen ihrer Mitbürger zu Hunderttausenden in die Taschen zu leiten. Die Welt sah es und knirschte, aber nicht wenige von ihnen gingen straflos aus, weil sie entweder schlauer waren als die Hüter der Gerechtigkeit mit ihnen im Bunde standen. Wenn nun einmal die ganze Welt gottlos ist, dann werden solche Leute das Heft in der Hand haben, Leute die vor allem auf die Füllung ihrer eigenen Geldkisten bedacht sind, Leute, die, wie wir vom Apostel vernommen, ohne Mitleid sind mit dem Nebenmenschen, ohne Treue in Handel und Wandel, dagegen voll Habgucht, Niedrigkeit und Bosheit. Man braucht wahrhaftig kein Prophet u sein, um vorausagen zu können, daß es alsdann um die Handhabung der Gerechtigkeit über die Maßen traurig bestellt sein wird. Ein Sprichwort sagt: die eine Krähe hackt der andern kein Auge aus, und es steht nur zu erwarten, daß die Regierung der Gottlosigkeit

für dieses Sprichwort eine Menge Beispiele liefern wird. Das Auge, welches den Unterschied zwischen Mein und Dein zu erkennen verlernt hat, wird der Uebelthat nicht besonders eifrig nachspüren, und die Hand, die sich schon selbst nach fremdem Gute auszustrecken pflegt, wird sich nicht groß rühmen, wenn es gilt, eine Vergewaltigung des Mitbürgers zu bestrafen.

---

### IX.

Noch eines. Die Bücher der Geschichte sind zum guten Theile deshalb so dick angeschwollen, weil sie so viele Greuelthaten der Mächtigen zu berichten haben. Wie wenige dieser Verbrecher haben aber auf Erden ihre Strafe gefunden! So manche große Räuber sind im ungestörten Besitze der geraubten Güter, der geraubten Länder und Kronen bis an ihr Ende verblieben! Und wo das nicht der Fall war, wer möchte da behaupten, daß etwa eine Verhannung nach St. Helena, sie mag noch so hart und unerbittlich ausgeführt sein, eine gebührende Strafe sei, für all das Blut und Elend, für das zertretene Familienglück, für den gebrochenen Wohlstand der Nationen, das aus drei Erdtheilen zum Himmel schrie. Wo diese Uebelthäter haben auf Erden eine Sühnung nicht erhalten, und unsere Gegner mögen sich einen Staat zusammenträumen, so vollkommen sie wollen: Diese Männer erreicht ihre Strafgerechtigkeit nicht mehr. Sie sind menschlichen Mitteln auf immer und ewig entrückt.

---

### X.

Die menschliche Gerechtigkeit ist etwas Gutes; sie stammt von Gott, denn Gott selbst hat der Obrigkeit das Schwert gegeben. Allein sie ist weder fähig noch bestimmt, jedem Verbrechen, jeder Uebertretung, die eigentliche der Natur der Sache entsprechende Sühnung zu geben und nur jene Thorheit, welche im Alterthum Menschen vergötterte, kann es sich beifallen lassen, jetzt die menschliche Gerechtigkeit auf den Thron der göttlichen setzen zu wollen. Nein, wenn es wahr ist, daß unser Ver-

stand und Gefühl für jedes Verbrechen eine Strafe verlangt und zwar eine gebührende Strafe; wenn es wahr ist, daß auch die allervollkommenste menschliche Gerechtigkeit diese Forderung nie erfüllen kann, am wenigsten im glaubenslosen Staate: dann ist es eben so wahr, daß es einen Gott giebt, einen Gott, vor dessen Blick auch das Dunkel der Nacht sich erhellte, dessen Auge in die Abgründe der Herzen eindringt; einen Gott, dessen Hand weit genug reicht, den Schuldigen überall zu fassen; einen Gott, dessen unerreichte Höhe den Bettler und den Arbeiter nicht übersteht, und dessen Unerbittlichkeit vor dem Geldkönige und dem Fabrikherrn nicht erschrickt; einen Gott, der das schwache Vergehen nicht zu hart, aber auch die Unthat um kein Haar zu gelinde straft; einen Gott, dessen Ewigkeit kein Sünder entrinnt und entronnen ist. Ja einen Gott haben wir, oder unser Begriff von Gerechtigkeit ist ein tolles Hirngeispinn; einen Gott haben wir oder unser Verstand ist ein Irrlicht; einen Gott haben wir, oder unsere edelste Fähigkeit ist nur eine Dual für uns, einzig geeignet, uns durch unsinnige Forderungen ganz zwecklos und nutzlos zu beunruhigen.

---

## XI.

Doch ihr wollt Gerechtigkeit sehen. Gerechtigkeit auf Erden. Gut. Wenn die Zeiten der Völker abgelaufen sind, dann wird das Zeichen des Menschensohnes am Himmel erscheinen und alle Völker werden sich vor dem Throne ihres Richters versammeln. Ein Strahl seines Lichtes reicht hin, die Bücher aller Herzen vor aller Augen aufzuschlagen. Jetzt wird der Herr des Aders kommen, das Unkraut vom Weizen zu sondern. „Weichet von mir ihr Verfluchten!“ so lautet sein unwiderrüfliches Urtheil, „in das ewige Feuer, denn mich euren Herrn habt ihr tödtlich beleidigt, als ihr die Pflichten gegen euren Nebenmenschen nicht erfülltet.“ Und sie gehen in die ewige Pein, zu trinken vom Zorne des Allmächtigen auf ewig.

Das ist die Gerechtigkeit unseres Gottes. Wohl möglich daß sie kurzlebigen Naturen,

deren Seele gleich der Affenseele nicht lange warten kann, etwas spät kommt. Für uns dagegen, die wissen, daß des Menschengesicht ewig ist, wie Gott, und daß nach dieser allgemeinen endgültigen Abrechnung ein ewiger Freudentag dämmert ohne Sonnenuntergang, für uns ist sie gerade gut genug. Das freilich muß der christliche Mann wissen: Wenn es einen gerechten Vergelter giebt, dann muß man diesen und diesen allein fürchten und, wie die Schrift hinzusetzt, seine Gebote beobachten. „Fürchte Gott und halte seine Gebote.“ Halte die Gebote Nummer 6 und 9. Halte die Gebote Nummer 7 und 10, d. h. die Finger weg von dem, was dir nicht zukommt!

Wer das nicht will, oder schon oft nicht gewollt hat, der möchte den gestrengen Gott mit seiner Hölle und seinem Weltgericht wohl gerne aus dem Dasein leugnen, der möchte es, o wie gerne, mit der Polizei allein zu thun haben, welche die Gedanken zollfrei läßt und der man schließlich noch Sand in die Augen streuen und einen Bakfisch in die Hand drücken könnte.

Aber der alte Gott stirbt nicht, wohl aber sterben die modernen Gottesleugner, und hinter der schwarzen Thüre wird ihnen dann entsehrlich klar, daß sie nicht bloß Thoren sondern auch Sünder gewesen und daß ihre unverzeihlichste Sünde die ist, Gottes allerhöchste Richter Gewalt geleugnet zu haben.

---

## XII.

Es verräth in der That eine geradezu unbegreifliche Borniertheit, wenn die elende Lehmcreatur, welche am Rande unsers Erdbplaneten wimmelt, sich untersteht, ihrem Schöpfer vorzuschreiben, unter welchen Bedingungen sie ihn als Herrn des Weltalls anerkennen will. Ich möchte nur einmal wissen, wie denn der gute Gott es anfangen könnte, die Verbrechen schon diesseits des Grabes zu ahnden. Soll etwa jeder, der z. B. einen Ehebruch oder einen Diebstahl begangen hat, sofort vom Blitze getroffen werden? Mein Lieber, — abgesehen davon, daß der Tod allein

nicht genügte, — du schreibst ja schon jetzt Gott eine große Hartherzigkeit zu, wenn aber erst jedem sofort alle Gelegenheit zur Besserung abgeschnitten würde, wie schrieest du alsdann wohl über — ich mag nicht hinsetzen, welche Gotteslästerungen du ausstößen würdest.

„Aber wenigstens nach einiger Zeit soll er sterben!“ So, du Grausamer? Und was hast du dann davon? Kannst du etwa sehen, weshalb er stirbt? oder soll Gott vollends noch durch eine Stimme vom Himmel die Ursache seines Todes bekannt geben? Bist du im Ernste toll genug das zu erwarten?

„Aber sicher sollten doch offenkundige Verbrecher schon hier ihre Strafe finden?“ Warum? Gott hat wahrhaftig durch die Natur und die Offenbarung seine Gerechtigkeit mehr als genug kund gethan. Es weiß schon jeder, der es wissen will, daß auf die Sünde unfehlbar die Strafe in ihrer vollen Strenge folgen wird. Warum soll er das also noch jedesmal zeigen? Er ist doch kein kleines Kind,

welches jedem Besucher zeigen muß, daß er jetzt die Thüre schon selber öffnen kann.

Die Forderung, alle Verbrechen schon hier in der Zeitlichkeit bestraft zu sehen, kann nur einem Haupt entspringen, das sich bereits mit vielen Abernheiten vertraut gemacht hat; man müßte sich ja darauf gefaßt halten die ganze Ordnung der menschlichen Verhältnisse, sowie sie nun einmal ist, in die abenteuerlichste, grauenhafteste Verwirrung gerathen zu sehen.

Nein wir Dummen, wir dünken uns unsäglich weise, indem wir vermeinen, der Gott, der das Heer der Sterne gemacht, der Gott, der das Wunderwerk des menschlichen Geistes aus seinem eigenen Wesen hervorhaucht, der Gott, der die Welt so sehr geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn für sie in den Kreuzestod dahingab, — dieser Gott werde seine triftigen Gründe gehabt haben, alles so zu machen, wie es ist. Diese Ueberzeugung ist unsere Weisheit und wir sprechen voll Herzensinnigkeit mit dem Psalmisten: Gott anhangen, das ist mein Glück, auf Gott den Herrn meine Hoffnung setzen!

---

Vielen von den Heiligen ist himmlische Weisheit zu Theil geworden. Welch' eine erhabene Weisheit bewundert alle Welt in ihren Schriften. Allein diese Alle haben die Gnadengabe der Weisheit nur theilweise empfangen; der Mutter Gottes allein ist diese Gabe in ganzer Fülle zu theil geworden.

---

Gnadenorte sind der kostbarste Schatz eines Landes, sie sind ein Herd, auf welchem das Feuer heiliger Liebe immerdar brennt; sie sind heilige Bäume, unter deren Schatten die Völker sicher ruhen; sie sind goldene Sterne, die im Dunkeln der Nacht, in Zeiten der Gefahr, in Stürmen den armen Menschen nicht untergehen lassen, die ihre sanften Strahlen des Friedens und der Gnade in sein Herz senken, daß es nicht verzweifelt, sie sind Brunnen der Gnade, deren Wasser nie versiegt; sie sind Ströme der Erbarmung, die niemals vertrocknen.

---

Was einst die heilige Jungfrau mit prophetischem Blicke verkündet, daß alle Geschlechter der Erde sie selig preisen werden, ist wunderbar in Erfüllung gegangen. Niemand genießt in der hl. Kirche eine so allgemeine und ganz besondere Verehrung, als die allerseeligste Jungfrau.

---

Maria ist zu finden bei ihrem Sohne, den sie unzertrennlich liebt. Weil uns aber der heilige Glaube lehrt, daß Jesus Christus nicht bloß im Himmel, sondern auch auf Erden wahrhaft, wirklich und wesentlich zugegen ist, so findet ihr Maria ganz gewiß beim Allerheiligsten Altarssakrament.

---

Je mehr man Jemand liebt, desto mehr liebt man auch alles das, was dieser liebt; keine Liebe aber ist größer, als die Liebe Mariens zu Jesus; daher liebt sie, wie ihr göttlicher Sohn, vor allen die kleinen Kinder und daher, liebe Christen, müßt ihr Maria, wenn ihr sie finden wollt, bei den Kindern suchen.

# Vom Musikalienfisch.

Von P. Ludwig Bonvin, S. J.

## P. Bonvin's neueste Compositionen.

besprochen von S. Herrmann.

Aufgefordert, eine Reihe neuer Bonvin'scher Werke zu besprechen, thue ich dieses um so bereitwilliger, als die ausgezeichneten Eigenschaften derselben mir die Referentenarbeit wirklich sympathisch und angenehm machen, und meine Mitwirkung als Klavier- und Orgelbegleiter bei mehreren Ausführungen dieser Werke oder deren Anhören bei Concerten ein Eindringen in die Kunstbeschaffenheit des Besprechungsobjects erleichtern und ein Urtheil meinerseits zuverlässiger gestalten.

1. Op. 26. *Missa in hon. B. Canisii*, für 2 gemischte Stimmen und Orgel. Beilage zur „Musica Sacra“ (Toulouse) 1898 und nächstens bei Feuchtinger und Gleichauf, Regensburg, (in Partitur und Stimmen.)

Abgesehen von ihrem objectiven musikalischen Werthe ist die Messe von Interesse und Bedeutung als wohlgelungener Beitrag zur Lösung der Frage, in wie weit die neueren Mittel sich mit dem kirchlichen Charakter einer Composition vereinbaren lassen. Hier haben wir eine unumwundene und sehr reiche Anwendung dieser Mittel und das Ergebnis ist ein vollauf ernstes und kirchliches. Die Composition zeigt, welchen Zuwachs an nuancenreichem harmonischen Colorit und an intensivem melodischen Ausdruck die liturgische Musik durch eine geschickte und von kirchlichem Geiste geleitete Verwerthung dieser neuen Errungenschaften gewinnt. Die sehr melodisch gehaltenen Ober- und Unterstimmen sind nachahmend und selbständig geführt, jedoch mit steter Berücksichtigung des Wohlklangs und Erkenntniß ihres durch ihren Zusammenklang angedeuteten und durch die Orgelbegleitung vervollständigten harmonischen Inhalts. Die verschiedenen im Meßtexte ent-

haltenen Stimmungen sind in meisterhafter, den architektonischen Aufbau nirgends durch Zerbröckelung beeinträchtigender Weise betont; das Interesse erlahmt nicht; Ohr und Gemüth, der Musiker und der Betende fühlen sich gleichermaßen befriedigt und gehoben. In Folge ihrer prägnanten Themen und ihres ausgesprochen melodischen Charakters ist die Composition trotz reichster Modulation nur mittel-schwer.

Ich mache nebenbei auf die im „Benedictus“ zweimal unerstickten auftretenden aber ausgezeichnet klingenden dreifachen Quintenparallelen aufmerksam. Der Wohlklang dieser Stellen beweist, daß das traditionelle Quintenverbot einer Korrektur und Einschränkung bedarf.

2. Op. 39. *In der Sommernacht*. (F. W. Weber.) Für gemischten Chor, Bariton=Solo und Orchester oder Pianoforte. Deutsch = Englisch. Partitur in Abschrift. Orchesterstimmen je 30 Pf. 4 Chorstimmen je 30 Pf. Klavierauszug 3 Mark. Breitkopf u. Härtel, Leipzig.)

Im Bläserchor erschallt ein Weckruf; eine Baritonstimme, ohne Begleitung, antwortet: „Nun rasch hinaus, in die Sommernacht!“ Das Orchester schildert: letztere, zuerst in tiefen Tönen, dann steigend und heller werdend bis, beim Eintritt der Harfe, der Chor sich dem Zauber der mondbeluchteten, von Wolken sacht durchzogenen, von leisem Blättersäuseln belebten Sommernacht hingibt. (Im Klavierauszug mußte der Harfenpart ausfallen, auch nimmt sich in demselben das im Orchester klar sich darstellende Tongewebe, wenigstens beim ersten Blick, stellenweise etwas verwickelt aus.)

Chor und Orchester wetteifern miteinander in lieblichen Weisen; besonders schön und poetisch klingt es aus beiden beim Anblick der „in des Mondes friedlicher Helle“ schneeweis schimmernden Kapelle. „Wie ist so schön und so still die Welt; wie weich der Himmel im Arm sie hält, und die Menschen schlafen und träumen!“ Das Orchester, in lichter Höhe, läßt noch einige Takte lang in zauberhaft wirkenden Harmonien das Traumnativ erklingen, um dann, sanft herabsinkend, die Begleitung eines recitativartigen Bariton-Solos zu übernehmen, das sowohl in der Singstimme als in der selbständigen Instrumentalunterlage, die wechselreiche Situation treu malend, sehr interessant ist. Der Arzt, inzwischen, steht „mit bangem Muth“ vor dem Förstehaus. Seine Hilfe kommt zu spät. Der Chor, in ausdrucksvollem, imitatorischem Gesang erzählt, wie der todt da liegende brave Förster am Wichtelborn wundenbedeckt gefunden wurde. Die greise Mutter stiert wie ein Bild aus Stein sprachlos in's Leere, die Kinder schreien, das Weib kniet neben der Leiche, den todtten Mann umarmend und jammernd. Für alles das findet der Komponist eine ergreifende Tonsprache. Plötzlich entwindet sich ein Aufschrei dem unglücklichen Weibe (Chor-Sopran): „O Mutter, der Wilddieb war es, dein Sohn, es war mein Bruder, der ihn erschossen!“ Posaunen und Tuba begleiten in düsteren Tönen die letzten Worte, und ist überhaupt die ganze Scene, sowohl in Melodie als in Harmonie und Rhythmus, dramatisch äußerst wirkungsvoll. Eine lange Pause; dann stimmt das Orchester das Nachtmotiv, das zu Anfang des Stückes schon erklang, nun aber durch Mollharmonien verdüstert, wieder an; der Chor fällt auch bald ein: „Wie ist der Jammer so groß, so groß, und das Leben so arm und so hoffnungslos im Förstehaus, unter den Bäumen! Und so still und so schön ist draußen die Welt; das Mondlicht dämmert auf Wald und Feld, und die Menschen schlafen und träumen.“ Die Musik hat nach und nach die liebliche, träumerische Weise von früher wieder aufgenommen. So tönt die Komposition mild und versöhnend aus; sie ist ein Werk voll großer Schönheit, poeti-

schem Duft und Originalität, mit welchem ein leistungsfähiger Chor des Erfolges sicher ist.

3. Op. 31. Erinnerungen für großes Orchester. Partitur Nr. 3. Orchesterstimmen, 27 Hefte, je 30 Pf. (Breitkopf und Härtel, Leipzig.)

Ein edles, melodisch prägnantes, harmonisch modernes, schwingvolles Werk, das mit Meisterhand instrumentirt ist und verdient von Orchestervereinigungen, die höhere Ziele verfolgen, aufgeführt zu werden. Das Hauptthema wird gleich anfangs geheimnißvoll von tiefen Blechinstrumenten pianissimo angefangen und dann im sechsten Takte von den Violinen und Bratschen aufgegriffen und weitergeführt. Diese Cantilene scheint in der Erinnerung an eine beglückende Begebenheit zu schwelgen, jedoch nicht ohne Sehnsucht, die sich von cresc. poco a poco an zu einem gewaltigen Sturm des Verlangens steigert. Es wiederholt sich dann der Vorgang mit veränderter Orchestration; diesmal sind es die Flöten, Oboen und Clarinetten, welche die Rolle der Geigen und Bratschen übernehmen. Bei C tritt ein neues, in Sechzehnteln sich bewegendes Thema der ersten Violine auf; es ist neckisch und lieblich. Bald nimmt der Satz (sich dem 4 Takt nähernd) wärmeres Colorit an; vom wiederkehrenden 4/4 Takt an ist er ganz Innigkeit und Inbrunst. Ist das vielleicht die beglückende Scene, in deren Gegenwart man sich vorhin so gern versenkte? Aber das Glück scheint des Kampfes und der Störung nicht entbehren zu haben: ein Beckenschlag und eine grollende Posaunenmelodie, die verkürzt und chromatisch verändert, in bewegter, kunstreicher Polyphonie sich aller Stimmen bemächtigt, künden den Störenfried an; dieser scheint jedoch von der lieblich neckischen Stimme, die sich in's Mittel legt, bald beschwichtigt worden zu sein; er tritt nicht wieder auf; die süße Cantilene, die wir anfangs gehört haben, erklingt neuerdings und das Stück verhallt felig verklärt. Die Komposition wurde 1896 als Manuskript vom Buffalo Symphonie Orchester mit Erfolg aufgeführt.

4. Lieder. Ich stehe nicht an, die folgenden Liederhefte den edelsten und schönsten lyrischen Erzeugnissen der Neuzeit beizuzählen. Sie zeichnen sich aus durch vornehmen Ton, warme, tiefe Empfindung, melodischen Zug und Verschiedenartigkeit der Motive. Jedes Lied bringt Neues, aus der jedesmaligen Stimmung und Situation heraus Erfundenes. Die Singstimme ist sehr sangbar und melodiös, aber ebenso interessant, charakteristisch und fein ausgearbeitet ist die Klavierbegleitung. Die Auswahl der Texte ist eine geschmackvolle und neue.

1.) Op. 32. Zwei Lieder von W. Kreiten, für eine mittlere Stimme mit Pianoforte. Deutsch=englisch. M. 1. (Breitkopf & Härtel, Leipzig.)

No. 1. „Er kommt“ hat eine sehr charakteristische, aber nicht leichte Begleitung, die vom unruhigen Flattern der Raben und vom Sturmgetöse ihre Motive hernimmt. Wie reizend klingt darauf der Mittelsatz mit seiner wegenden, einem Geläute ähnlichen Melodie! No. 2 „Scheiden und Meiden“, hebt in einem recitativartigen, durch scheinbare Ruhe und halb ironische Accente den Schmerz schlecht verhüllenden Ton an; plötzlich aber läßt sich die Seelenqual nicht länger unterdrücken: heftig bricht sie aus bei den Worten: „Ich kann nicht bei dir bleiben!“ Wahrscheinlich in diesem kurzen, leichten Liede liegt viel Ergreifendes!

2.) Op. 37. Zwei Lieder aus Weber's „Dreizehnlinden“ für eine mittlere Stimme mit Pianoforte. Deutsch=englisch. M. 1. (Breitkopf & Härtel, Leipzig.)

3.) Op. 44. Zwei neue Lieder aus Weber's „Dreizehnlinden.“ Desgleichen.

Die No. 1 des ersten Opus („Ich will es nicht vergessen“) ist ein edler, großangelegter, pathetischer Gesang, welcher die Wallungen des Herzens fast in jedem Takte durchblicken läßt. Es liegt in demselben weniger Erge-

bung als ein Schwelgen im liebgewonnenen Leid: „Ward mir von des Himmels Mächten Leid, ein volles Maß, gemessen: Leid ist meine beste Habe, und ich will es nicht vergessen. Leid ist meine beste Habe, Leid um das, was ich besessen; ob ich auch vergessen könnte, dennoch will ich nicht vergessen.“ Einen ganz anderen Ton schlägt die zweite Nummer an. „Bonntag ist's in Frühlingstagen,“ alles athmet Fröhlichkeit, neuerstandenes, besonders in der polyphonen Begleitung, reges Leben. Eigenthümlich wohlthuend und poetisch wirkt der in der Stimmung ruhiger gehaltene, der Erinnerung an den Winter zugekehrte Mittelsatz. — „Ist die Drossel weggezogen“ betitelt sich das erste Lied von Opus 44. Trefflich ist der Eindruck des wintergrauen, öden Nordens musikalisch wiedergegeben, sowie das Grübeln des Menschengewisses während der aufgezungenen Wintermuße. Das fugirte Tongetriebe der zuletzt genannten Stelle verwandelt sich aber bald, mit beibehaltenem, obwohl leichtverändertem Motiv, in einen überaus wohlklingenden, zu Herzen gehenden Satz, der das Versenken in Hoffen und Erinnern veranschaulicht. Die Wiederholung des ersten Liedtheiles gibt dem Ganzen seine charakteristische Färbung zurück und rundet es ab. Einen Gegensatz bildet auch in diesem Hefte die zweite Nummer, („Züßer Schlag der Heideleerhe“) deren reizenden Klängen wohl jeder mann gern lauschen wird. F. W. Weber scheint der Lieblingsdichter des Komponisten zu sein. Schon manche poetische Perle des kunstfertigen westphälischen Arztes hat P. Bonvin, in Lied und Chor, musikalisch einge-  
faßt.

4.) Op. 40. Zwei Lieder von G. W. Longfellow, für Mezzosopran oder Bariton mit Pianoforte. Deutsch=englisch. M. 1. (Breitkopf & Härtel, Leipzig.)

Schöne, in schmiegamer deutscher Uebersetzung uns entgegentretende Gedichte fanden hier eine textentsprechende Vertonung. Während „Weil und Lieb“ in einschmeichelnder, leichtzugänglicher Singweise die Stimmung des Gedichtes trifft und ruhig festhält, greift

„Regentag“ tiefer in die Seele. Sehr schön, Trost und Balsam dem wundten Gemüthe spendend, ist die Stelle: „Sei still, o Herz und laß das Klagen.“ Schwer ist da zu entscheiden, wem, der Gesangsmeleodie oder der Begleitungsfigur, der Vorzug zu geben ist.

5. Op. 41. „Im Wald, im hellen Sonnenschein“ für Mezzosopran oder Bariton mit Pianoforte. Deutsch = englisch. N. 1. (Breitkopf & Härtel, Leipzig.)

Das Lied muß in guter Stunde entstanden sein: eine reiche melodische Ader quillt und sprudelt in Singstimme und Begleitung. Zu bewundern ist, wie selbständig und zugleich ein überaus wohl lautendes, einheitliches Ganze bildend, Gesang und Klavier sich hier zu einander verhalten.

5.) a) **Singet, jubelt eurem Gott**, für gemischten Chor und Orgel. Part. N. 1, 20. Stimm (a 0.20,) 0.80.

b) Op. 35. **Wie lieblich sind deine Wohnungen**, für gemischten Chor Sopran oder Tenor = Solo und Orgel. Part. N. 1. Stimm (a 0.20,) 0.80.

Beide mit deutsch-englischem Text und bei Gebrüder Hug & Co. in Leipzig erschienen. Es sind diese zwei schönen Werke sowohl bezüglich der Erfindung als der ganzen Anlage das gewöhnliche Werthmaß nicht unerheblich übersteigende Chorkompositionen. Das erste beginnt mit einem für Sopran und Tenor recht melodiosen imitatorisch geschriebenen Sahe, gefolgt von einem schwungvollen, dankbaren Chortutti, das im Verlauf des Stückes noch zweimal auftritt. Von einnehmender Schönheit sind die Stellen: „Er schuf uns und nicht wir uns selbst,“ und „Lobt den Herrn, denn der Herr ist gut.“ Nicht geringeren Werth hat Op. 35, das sich als wirkungsvollen Wechselgesang zwischen vorsingendem Sopran und antwortendem Chor darstellt. Wie innig ist das Sehnen nach dem Hause des Herrn ausgedrückt, wie begeistert die Lobpreisung Gottes, mit welcher das Werk schließt!

6. Op. 48. Am Spinnrocken, für 4-stimmigen Frauenchor und Klavier. Deutsch = englisch. Part. N. 1. 20. Stimmen (a 0.20,) 0.80. Gebrüder Hug, Leipzig.

Die Musik scheint ursprünglich zu der englischen Uebersetzung des Bischof Spalding komponirt worden zu sein, denn der Geibel'sche Originaltext mußte an mehreren Stellen, um sich den Noten anzupassen, etwas geändert werden: diese Umarbeitung geschah jedoch in geschickter Weise. Sei dem wie immer, wir begrüßen in vorliegendem Werke eine willkommene Bereicherung des an werthvollen Kompositionen keinen Ueberfluß habenden Frauenchor-Repertoirs. Wie das inhaltsreiche Gedicht kein gewöhnliches Spinnlied ist, sondern aus Anlaß der gesponnenen Fadens sich in Betrachtungen über die Lebensschicksale ergeht, so gibt auch die Komposition von der herkömmlichen schnurrenden musikalischen Spinnradillustration nur das Nothwendigste, um die äußere Situation klarzustellen, und verfolgt im Uebrigen höhere Ziele. Die originelle, in Wohlklang getauchte Musik schließt sich eng dem Texte an und überläßt sich, gleich diesem, bald freundlicheren, bald ernsteren, ja wehmüthigen Stimmungen. Eine herrliche Wirkung erzielt die, nach längerer Steigerung, in tiefer Lage und in dunklem Moll wieder anhebende Eingangsmelodie; in wunderschönen, ernstesten Harmonien windet sie sich langsam aufwärts, um bei „Gehst du selig auf die Reise“ wie durch einen Lichtblick plötzlich in Dur sich zu verklären. Die erreichte Höhe der Stimmung wird nicht mehr verlassen, die überaus ausdrucksvolle Musik nimmt Ohr und Herz gefangen bis zum leise verhallenden Schlußakkord.

Als der fromme Geson die Stelle betrachtete: Sohn, sieh hier Deine Mutter! rief er aus: „Du, o Jesu, bist unser himmlischer Wegweiser, indem Du uns Deine Mutter zeigst, durch welche wir zu Dir nach Hause finden.“ Maria also ist der Weg, der sicherste, untrüglichsste Weg zu Jesu und zum Himmel!

## Ein Engellied.

**I**n alter Mann, der ein einsames Jung-  
gesellenleben führte, und nur wenige  
Verwandte in der Stadt zählte, saß  
fröstelnd in seinem einsamen Zimmer.

Eben war seine Schwester weggegangen, die  
ihn wieder einmal besucht und den kleinen  
Haushalt einer sorgsamen Prüfung unterzogen  
hatte. Im bestaubten Ofen hatte sie noch  
ein Feuer angezündet, an dem der Alte jetzt  
seine steifen Glieder wärmte. Draußen tanzten  
die Schneeflöckchen in der Luft, das letzte Ta-  
geslicht verglomm auf den Dächern und von  
St. Michael her sandten die Glocken ihren  
Abendgruß. Die Mütze abzunehmen oder gar  
ein andächtiges Ave zu beten, fiel aber unserm  
Freunde nicht ein. Er klopfte sich das Pfeif-  
chen aus, stopfte es aufs neue und blickte mit  
Behagen den Dampfvölkchen nach. Vieles  
Denken war nicht seine Sache und so überließ  
er sich auch jetzt einem lässigen Nichtsthun.  
Im Dämmerchein überläßt man sich ja so gerne  
ummühem Simuliren.

Plötzlich aber horchte er auf! Woher dieser  
schöne Gesang? So liebliche Töne hatte er ja  
in seinem Leben nicht gehört. Waren es Kinder  
oder Frauenstimmen, die hier so innig jubilir-  
ten? Und woher tönten sie? Bald schien es,  
als kämen sie aus der Höhe herab, dann wie-  
der, als würden sie in seinem Zimmer laut  
und wiederum auch, als klangen sie vom Hofe  
auf. Aber ganz deutlich vernahm er die Weise  
und er verstand auch jedes Wort des wunder-  
samen Liedes. Und was war denn der Text?  
Einfach der:

„Heiliger Schutzengel mein,  
Laß mich Dir empfohlen sein,  
Halt mein Herz von Sünden frei,  
Daß es allzeit Gott gefällig sei.“

Dem Alten wurde es ganz eigen zu Muth; er  
erst schaute er sich neugierig um, dann humpelte  
er zum Fenster, ob die Nachbarkinder vielleicht  
da unten seien und ein frommes Schullied so  
schön fängen, dann öffnete er die Thüre auf  
den Gang und blickte hinaus und die Treppe

hinunter, aber nirgendwo konnte er eine  
lebende Seele erblicken. Der schöne Sang  
aber scholl immer noch von fern und verwehte  
erst mit dem letzten Akkorde. —

Am nächsten Abend ereignete sich ganz das-  
selbe. Nun wurde es dem einsamen doch  
ganz unbehaglich; erst überkam ihn ein Gefühl  
banger Aengstlichkeit und dann gar eine An-  
wandlung von andächtiger Stimmung, so daß  
er sogar die Mütze abzog und das Klöbchen auf  
die Bank legte. Es wurde ihm zuletzt ganz  
weich ums Herz und als er sich spät zur Ruhe  
begab, konnte er lange den erwünschten Schlaf  
nicht finden. Träume umfingen ihn nun  
und traurige und schöne Scenen der Vergangen-  
heit zogen vor seiner ruhelosen Seele vorbei.  
Auch an die Kindertage in der alten Heimath  
crinnerte er sich wieder und es war ihm, als  
stände das lange verstorbene Mütterchen leib-  
haftig an seinem Bette und betete ihm, wie ehe-  
dem, das Nachtgebeten vor:

„Heiliger Schutzengel mein,  
Laß mich Dir empfohlen sein,  
Halt mein Herz von Sünden frei,  
Daß es allzeit Gott gefällig sei.“

Wie oft hatte sie ihm die Verschen vorge-  
sagt, aber gesungen hatte sie dieselben nie! —

Am nächsten Morgen war unser Invalide  
ganz ernst und gedankenvoll, und zuletzt ging  
er zu seinem Hochwürdigen Herrn Pfarrer, um  
diesem einmal die Geschichte von dem schönen  
Abendgesang zu erzählen, der ihn so mächtig  
ergriffen hatte. Der gute Priester hörte den  
jetzt so redseligen Alten geduldig an, als er  
aber eben von einer Sinnesstauschung sprach,  
wurde sein Besuch recht lebhaft und schwur und  
betheuerte, daß er sich nicht geirrt habe und  
fest davon überzeugt sei, daß Niemand in  
der Nähe gewesen sei. Auch hätten alle seine  
Nachbarn gar nichts von dem seltsamen Abend-  
ständchen gehört.

„Nun“, fragte der Priester nicht ohne einen  
besonderen Nachdruck auf seine Worte zu legen,  
„wie lange haben Sie denn noch nicht ge-  
beichtet?“

Damit traf er einen wunden Fleck im Bewußtsein seines Gastes. „Ihre Schutzengel haben Sie gemahnt, bereiten Sie sich einmal auf eine gute Beichte vor, und dann wollen wir sehen, ob Sie wieder diesen Abendgruß hören.“

Still ging der Alte heim. Der Abend kam, aber kein Engelgesang. Dafür sang jetzt das Herz des Mannes im frommen Gebete. Er kniete vor seinem Tische und auf demselben stand ein Kreuzifix, das bisher vergessen in einem Winkel auf einem morschen Brettchen gestanden hatte. Lange kniete der Alte und Thränen rannen ihm über die hageren Wangen. Als die Uhr auf dem nahen Thurm acht schlug, erhob er sich und ging nach St. Michael. Am nächsten Morgen kniete er, ein Bild tiefster Demuth und Frömmigkeit an der Communionbank! —

Zwei Wochen später ging durch die Zeitungen der Stadt die folgende Nachricht: „Zu den vielen Opfern der graufigen Kälte während der letzten Nacht zählt auch ein alter Deutscher. Man fand ihn halb erfroren, vom Schlage gerührt, völlig angekleidet und einen Rosenkranz in der Hand haltend auf seinem Bette legen und verbrachte ihn in's Hospital!“

Unsere Leser können errathen, Wer der Arme war.

Sein Pfarrer besuchte ihn alsbald und spendete ihm die letzten Tröstungen der hl. Religion. Sein physischer Zustand war hoffnungslos und er starb eines schönen und seligen Todes.

Und diese Geschichte ist nicht vor hunderten von Jahren und nicht in einem fernen Winkel passiert, sondern in der Stadt Buffalo und zwar im Monat Februar des Jahres 1899.

---

## Die Hölle.

Von P. Andreas Hammerle, C. S. S. R.

—(Schluß.)—

**D**ie Lehre von der Ewigkeit der Höllestrafen entspricht der Weisheit Gottes.

• Wer ist weise? Derjenige, der sich ein erhabenes Ziel setzt und die geeigneten Mittel dazu erwählt. Gott ist unendlich weise und muß es sein. Daher kann seine Thätigkeit nach außen kein anderes Ziel haben als seine Verherrlichung und bei dem Menschen insbesondere keinen anderen Zweck, als daß der Mensch Gottes Verherrlichung fördere durch freiwillige Vollziehung des göttlichen Willens. Dieser Wille Gottes giebt sich in der moralischen Weltordnung kund, wie sie sich in unserm Gewissen und den Geboten Gottes ausdrückt. Soll nun der Mensch Gottes Gebote, seinen Willen erfüllen, so muß er dazu gedrängt werden. Gott drängt ihn dazu durch die Sanktion, die er seinem Gesetze beigefügt, durch die Strafe, die er auf die Uebertretung seiner Gebote gesetzt. Als weiser Gott muß

er eine Strafe festgesetzt haben, die geeignet ist, den Menschen thatsächlich vom Bösen abzuhalten und zum Guten anzueifern und die zugleich geeignet ist, im Uebertretungsfall Gott die entzogene Verherrlichung zu erstatten. Diese Ehre wird Gott erstattet, wenn der Mensch durch Strafe gezwungen wird, sich Gott zu unterwerfen und seinem Willen sich zu fügen, nachdem er es freiwillig nicht thun wollte. Die Strafe kann nun keine andere als eine ewige sein. Aber warum ewig? Schießt man denn mit Kanonen nach Spahen? Das nicht. Aber nur eine ewige Strafe ist fähig, die moralische Weltordnung aufrecht zu erhalten. Und darum, weil es nothwendig ist, entspricht sie der unendlichen Weisheit Gottes.

Oder ist sie nicht nothwendig? Betrachte das Thun und Treiben der Menschen. Wie viele Lästerungen, Eidbrüche, wie viel Hohn auf Gott häufen sich nicht Tag für Tag.

Wie viele himmelschreiende Ungerechtigkeiten, Schamlosigkeiten, Diebstähle, Gewaltthaten beschuldern nicht täglich die Erde. Wie viele Bedrückungen und Unterdrückungen der Armen, Wittwen und Waisen, wie viele Verführungen der Unschuld, wie viele Mißhandlungen der Eltern, wie vielfältiger Mord und Todschlag kommen nicht vor? Wie oft verschwört sich nicht die irdische Macht und Gerechtigkeit mit dem Freveler, um den Unschuldigen zu quälen. Was würde erst geschehen, wenn die Menschen eben so gewiß wüßten, daß es keine ewige Strafe gebe, als sie gewiß sind, daß es eine solche giebt? Wahrlich, alle Bande der Natur würden sich auflösen, die Erde würde eine Räuberhöhle. Man sagt, daß Königin Elisabeth von England bei ihrem Regierungsantritt sich geäußert habe: Wenn mich Gott 40 Jahre regieren läßt, so will ich auf den Himmel verzichten. Wie viele leisten absichtlich und thatsächlich Verzicht und wählen die Hölle, an die sie glauben, indem sie mit Ueberlegung und beharrlich an der Sünde festhalten, der das ewige Verderben angedroht ist. Was würde nun geschehen, wenn es eben so gewiß wäre, daß es keine ewige Strafe giebt, als sie sicher existiert. Wer würde sich um Gott, seine Gebote, seinen heiligen Willen kümmern? Wie wenig macht der Glaube an das Fegfeuer selbst auf gläubige Christen Eindruck und wie leichtsinnig setzt man sich diesen zeitlichen Strafen aus. Wäre die Strafe der Hölle auch nur zeitlich, dann würde sie ebensowenig beachtet und gefürchtet.

Nicht minder ist eine ewige Strafe nothwendig, um die Gott durch den Sünder angethane Beleidigung zu reparieren. Nachdem der Sünder nicht freiwillig sich Gott unterwerfen wollte, muß er es gezwungen thun und zu Gottes Verherrlichung dadurch beitragen, daß er in seinen Qualen Gottes Gerechtigkeit zur Schau trägt. Alles hat der Herr um seiner selbst willen gemacht, auch den Gottlosen für den bösen Tag. (Sprüchw. 6, 4.) Wäre die Strafe der Verworfenen nicht ewig, dann würde dem Cain, der als Brudermörder verzweifelte, dasselbe Los zu theil wie dem schuldlosen Abel, seinem

Opfer. Der letztere hätte für seine Unschuld und Treue nichts voraus, der erstere für seine Unthat keinen Nachtheil. Denn was ist eine zeitliche Pein und währt sie ein paar Jahrtausende, mit der Ewigkeit verglichen? Dann fände auch der Judas neben Johannes, dem Lieblingsjünger, seinen Platz; ein Wütherrich Antiochus neben den makabäischen Brüdern und ihrer Mutter; dann ein Caligula, der dem römischen Volke einen Hals wünschte, um es mit einem einzigen Hiebe vernichten zu können, neben dem heiligen Vincenz von Paul, der sein Leben im Dienste der leidenden Menschheit verzehrte; dann fände der grausame Wüstling Heinrich VIII. neben Thomas Morus und Bischof Fischer Platz, die er um ihrer Treue gegen Gott und die Kirche willen dem Tode überlieferte; dann müßte auch der abtrünnige Julian, der noch im Tode seinen Erlöser lästerte, im Himmel neben einem Paulus Platz finden, der den Namen seines Heilandes durch die Welt trug und freudig aus Liebe zu ihm den Martertod erduldet. Ja dann wäre nicht mehr Gott der Herr, sondern der Sünder. Ihm bliebe das letzte Wort. Er könnte seines Gottes spotten und trozen. Schleudere deine Donnerkeile, könnte er ihm zurufen, du mußt mich doch einmal aufnehmen und in deine Arme schließen.

Aber es kann doch im Jenseits noch eine Rückkehr und Besserung stattfinden? Dieser Einwand ist ein wahrer Strohhalbm und doch stützt mancher unbußfertige Christ auf ihn seine Hoffnung und das ganze furchtbare Gewicht seiner Zukunft. Es fände dieser Einwand einen Schein von Berechtigung, wenn die Offenbarung die Möglichkeit einer Belehrung nach dem Tode nicht geradezu und entschieden ausschloße; oder wenn es einzelnen Menschen wirklich unmöglich wäre, hier ihr Heil zu wirken, oder wenn der Mensch mit Leib und Seele, ohne Tod hinüber genommen würde. So ließe sich die Meinung wenigstens einigermaßen verfechten, daß der gegenwärtige Prüfungsstand des Menschen sich noch in der andern Welt fortsetze. Doch keiner von diesen Fällen trifft zu.

Die Offenbarung spricht zu klar und be-

stimmt, daß nur das gegenwärtige Leben die Zeit der Prüfung ist und daß mit dem Tode die Entscheidung erfolgt, worauf der in der Unbußfertigkeit sterbende Sünder dem Verderben anheimfällt, aus dem es keine Erlösung giebt.

Daß es auch nur für einen einzigen unmöglich ist, hier sein Heil zu wirken, so daß es eine weitere Prüfungszeit nicht benötigte, hat noch Niemand bewiesen und wird Niemand beweisen. Hängt doch bei jedem das Heil von seinem Willen ab: wer will, der kann.

Endlich geht jeder Mensch durch die Pforte des Todes, der seine Seele vom Leibe trennt, in die Ewigkeit hinüber. Er befindet sich also dort in einem anderen Zustande als hier. Hier hat er als Individuum aus Leib und Seele bestehend, die Entscheidung wider Gott getroffen, sich von ihm entfernt und im Tode noch diese Richtung gutgeheißen. Sollte es dort noch eine Prüfungszeit für ihn geben, so müßte er als Mensch für Leib und Seele wieder zu einer Einheit verbunden sich für Gott entscheiden und zurückkehren. Die Vernunft sagt, so wie die Abkehr muß auch die Umkehr stattfinden. Da vor dem Uebergang in die Ewigkeit sich bei jedem die Seele vom Leibe trennt, er also nicht als ganzer Mensch die Schwelle des Jenseits betritt, so zeigt sich hierin für die Vernunft klar, daß mit dem Tode die Prüfungszeit vorüber ist. Wendest du dagegen ein, daß mit der Auferstehung der Todten die Vereinigung wieder eintritt und ein neues Prüfungsstadium eintreten könne, so ersucht man um Antwort auf die Frage: Woher hast du die Kenntniß von der Auferstehung der Todten? Natürlich aus der Offenbarung, aus den Glaubenslehren der christlichen Religion. Nun, wenn du die Auferstehung der Todten annimmst und auf Grund der Offenbarung, so mußt du auf Grund derselben Offenbarung auch die andere Lehre annehmen, daß im Jenseits keine Umkehr mehr möglich ist und daß es aus der Hölle keine Erlösung giebt, daß dort der Wurm nie stirbt und das Feuer nicht erlischt. Schließlich sei noch bemerkt, wenn in der Ewigkeit noch eine Umkehr und Besserung möglich wäre, würde dieser Umstand die ganze

sittliche Weltordnung hienieden in Frage stellen. Fast jeder würde im Kampfe gegen die Leidenschaften die Waffen strecken und die Buße auf's Jenseits verschieben. Was läge auch daran, wenn man gottlos lebt und unbußfertig als Gottesverächter, als Betrüger und Sklave seiner niedrigen Leidenschaften stirbt? Man kann ja dort noch alles in Ordnung bringen. Eine solche Annahme würde alle Bande der Sucht und Ordnung auflösen.

Es steht somit die Ewigkeit der Höllestrafen nicht im Widerspruch mit der Weisheit Gottes, sondern entspricht derselben vollkommen, da ohne eine solche Strafe weder die sittliche Weltordnung aufrecht erhalten werden könnte, noch die Oberherrlichkeit und die Ehre Gottes gewahrt bliebe.

Die Ewigkeit der Höllestrafen entspricht auch der Barmherzigkeit Gottes. Das Christenthum erhebt am meisten die Barmherzigkeit Gottes und verteidigt ebenso entschieden die Ewigkeit der Hölle. Es findet also in beiden Wahrheiten keinen Widerspruch. Gott ist unendlich gerecht und ebenso barmherzig. Beide Vollkommenheiten sind in Gott vereinigt, so daß weder die Gerechtigkeit die Barmherzigkeit aufhebt noch umgekehrt.

Gott ist unendlich barmherzig, aber daraus folgt nicht, daß er immer Nachsicht übe, denn sonst würde seine Gerechtigkeit aufhören. Gott ist unendlich barmherzig, aber eben deshalb muß der Mißbrauch dieser Barmherzigkeit um so bitterer gerächt werden. Gottes Erbarmung hat sich an dir über alles Maß erwiesen und bewiesen. Betrachte, was Gott alles gethan hat, um dich zu retten und noch thut. Ein einfacher Blick auf das Kreuz zeigt dir, daß er wahrlich nicht den Tod des Sünders will, sondern daß er sich bekehre und lebe. Wenn der Sünder trotz dieses Aufwandes von Liebe, Geduld, von Leiden und Opfern, die väterliche Hand zurückweist, die ihn retten will, muß sich dann nicht die Barmherzigkeit selbst rächen und um so schärfer, je größer sie war und je beharrlicher sie verschmäht wurde. Gerade das wird die bitterste Pein für den Verworfenen

sein, sich ewig sagen zu müssen: Gott hat alles in unendlicher Erbarmung gethan, um mich zu retten und ich habe mich aus eigener Schuld und muthwillig verdammt.

Es entspricht also die Ewigkeit der Höllestrafen auch der Barmherzigkeit Gottes. Seine Gerechtigkeit und seine Erbarmung halten sich die Wage. Wie hier die Barmherzigkeit vorkommt, ohne die Gerechtigkeit aufzuheben, ebenso wird dort ohne Beeinträchtigung der Barmherzigkeit die Gerechtigkeit vorkommen und um so empfindlicher den Sünder züchtigen, je mehr er hier Gottes Erbarmung mißbraucht hat. Die Vernunft erhebt sich umsonst gegen die Wahrheit der Glaubenslehre von den ewigen Qualen der Verworfenen; sie muß sie gutheißen. Die Gerechtigkeit Gottes billigt sie, die Weisheit Gottes fordert sie, die Barmherzigkeit Gottes findet sich durch dieselben für ihren erlittenen Mißbrauch entsprechend gerächt. Die erklärtesten Feinde des Christenthums mußten gestehen, daß sie diesen Glaubenssatz nicht zu widerlegen vermögen. Als ein junger leichtfertiger Gesinnungsgenosse Voltaire schrieb, er habe unwiderlegliche Beweise gegen die Existenz der Hölle gefunden, schrieb dieser ihm zurück: „Sie sind glücklich, ich bin noch nicht so weit gekommen.“ Als man an Diderot mit der Frage herantrat: „Wer hat Ihnen gesagt, daß es eine Hölle gebe?“ antwortete dieser: „Selbst wenn es zweifelhaft wäre, müssen Sie so leben, als wenn sie in der That existirte.“ „Aber wenn ich gewiß bin, daß es keine Hölle giebt?“ wandte der Gegner ein. Diderot antwortete: „Das bezweifle ich sehr.“ Ja, wenn diese Glaubenslehre nicht so sicher und gewiß, sondern nur zweifelhaft wäre, müßten wir zittern und fürchten und müßte die vernünftige Sorge für unser Bestes uns antreiben, in einer so eminent wichtigen Sache das Sichere zu wählen und so zu leben, als ob die Hölle wirklich existirte. Für jeden Fall verloren wir dann nichts.

Zwei französische Edelleute hatten während ihrer akademischen Studien die innigste Freundschaft geschlossen, nachher aber sich eine Zeit lang aus den Augen verloren. Einer von

ihnen, der Offizier der königlichen Leibwache, und nicht bloß ein eleganter Weltmann, sondern auch ein sogenannter starker Geist geworden, ging einmal über die neue Brücke von Paris, als ihm zwei Kapuziner begegneten, von welchen der Jüngere seine ganze Aufmerksamkeit fesselte. Er näherte sich ihm, erkundigte sich um seinen Namen, den der letztere vordem in der Welt geführt und siehe da: der demüthige Jünger des heiligen Franziskus war sein geliebter Jugendgefährte und Schulfreund. So herzlich aber seine Freude war, konnte er doch eine satyrische Bemerkung nicht unterdrücken. Mitleidig betrachtete er einige Augenblicke den dürftigen Ordenshabit, das grobe Tuch, die mit Riemen befestigten Sandalen; dann sprach er: „Armer Freund, was für große Opfer hast du gebracht und wie sehr bist du zu bedauern, im Falle deine Erwartung getäuscht wird, wenn es kein Paradies giebt, keinen Himmel der Seligkeit.“ Der Kapuziner, der die lockere Gesinnung seines Freundes durchschaute, blieb ihm die Antwort nicht schuldig. „Was mich anbelangt“, sagte er, „so habe ich, soweit ich die Welt kenne, in derselben nicht gar viel verloren. Sofern es aber einen Himmel und somit auch eine Hölle — eine ewige Strafe — geben sollte, wie sehr, o Freund, wärest du dann zu beklagen.“

Wie thöricht ist also der, welcher die Ewigkeit aufs Spiel setzt und sich der Gefahr ewiger Qualen aussetzt, die nicht zweifelhaft, sondern untrüglich gewiß sind. Jesu Worte verbürgen es uns, die Vernunft bestätigt es, die Feinde des Christenthums selbst unterliegen unter dem Drucke dieser Wahrheit und müssen die Unmöglichkeit, das Gegentheil zu beweisen, gestehen. Suchen wir daher mit unermüdelichem Eifer dieser Gefahr zu entrinnen, ertragen wir alle Sorge, diesen Qualen zu entgehen. Bedenken wir es stets: kein Opfer ist zu groß, keine Anstrengung zu viel, wo eine Ewigkeit in Frage steht: denn „schrecklich wäre es, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen.“

---

Das Schöne ist der Abglanz des Wahren.

## Zwei Marienkinder.

An einem schönen Mai-Morgen trieb Peter, ein armer, zwölfjähriger Hirtenknabe, seine Heerden aufs Feld. Es sollte das letzte Mal sein, denn wunderliche Gedanken hatten seit mehreren Tagen das Hirn des Kleinen durchkreuzt, und ein großer Entschluß war in ihm zur Reife gekommen. Kaum war er mit der ihm anvertrauten Heerde an Ort und Stelle gelangt, als er noch einmal einen wehmüthigen Blick auf sie warf, dann mit seinem Ärmel eine Thräne aus seinem Auge wischte, seinen treuen Pudel streichelte und ihm die Ueberwachung der grasenden Thiere anbefahl, und endlich, da er in einem armen Knaben für sich einen Stellvertreter im Hirtenamt zufällig gefunden, mit eiligem Schritte auf und davon ging. Der Weg, den er einschlug, führte nach Florenz, der Hauptstadt von Toscana in Italien. Dort hin war nämlich vor einem Jahre ein guter Freund und Landsmann von ihm gewandert und hatte dort bei dem Cardinal Sachitti eine Stelle als Küchenjunge bekommen. Beide, sowohl Thomas, der Küchenjunge, als auch Peter der Hirtenknabe, waren aus Cortona gebürtig. Dieser letztere aber dachte an viel höhere Dinge, als sein Landsmann; und da er eines Tages von der Maler-Akademie in Florenz gehört hatte, so fühlte er einen unwiderstehlichen Trieb in sich, ein Maler zu werden.

Nach vielen Mühseligkeiten kam Peter in der Stadt Florenz an, und nachdem er stundenlang auf den Straßen umhergelaufen war, stand er endlich vor dem Palaste des Cardinals Sachitti. Ein lieblicher Duft aus der Küche hauchte erfrischend den hungrigen Knaben an; aber dennoch dachte er zu warten, bis das Mittagmahl vorüber sei, in der Hoffnung, seinen lieben Landsmann Thomas sehen und sprechen zu können. Lange mußte er harren, und schon wollte seine Geduld schwanken, als endlich der ersehnte Freund auf dem Hausflur erschien.

„Über mein Gott! bist du's Peter oder bist

du's nicht?“ rief er freudig überrascht dem so sehnsüchtig Harrenden entgegen.

„Ich bin's wirklich!“ versicherte Peter treuherzig. „Dir muß es gut gehen Thomas, denn du siehst ja gar heiter und wohlgenährt aus!“

„Das ist wahr“, bestätigte Thomas; „und das ist kein Wunder, denn der herzensgute Cardinal läßt uns nicht hungern! — Aber was gedenkst du hier anzufangen?“

„Ich will Maler werden!“ berichtete der Hirtenknabe.

„Du — Maler?“ fragte Thomas erstaunt. „Ein Maler? Wo denkst du hin? Viel geschiedter würde es sein, wenn du dir, wie ich, als Küchenjunge einen Platz suchtest; denn dann wärest du wenigstens nicht in Gefahr — Hungers zu sterben!“

„Befömmst du denn immer fatt zu essen?“ fragte Peter hastig.

„Ja sicher! Mir wird sogar mehr gereicht, als ich brauche,“ versicherte Thomas mit sichtlichem Zufriedenheit.

„Wenn das der Fall ist, meinte Peter, „dann weiß ich zur Stillung meines Hungers Rath. Du hast zu viel Kost und ich zu wenig; wenn du daher mit mir deine Mahlzeit theilst, so haben wir beide genug!“

„Ein herrlicher Gedanke!“ rief Thomas aus.

„Von Herzen gern will ich in brüderlicher Liebe mit dir theilen!“

„Herzlichen Dank, Thomas!“ jubelte Peter, „Da ich nun heute noch nicht das Gerüst an Speise und Trank genossen, so können wir am Abend schon unsern Plan ausführen!“

„Das soll geschehen! Komme nur gleich mit mir!“ sagte zutraulich und wohlwollend der Küchenjunge; und ohne weiter ein Wort zu sagen, führte er seinen kleinen Freund und Landsmann in ein Dachzimmer, wo seine Schlafstätte eingerichtet war, und sagte: „Sieh! auch die Hälfte meines Bettes steht zu deinen Diensten. Nun setze dich und raste

ein wenig, dann werde ich inzwischen etwas zum Essen holen.“

Thomas ging und kehrte bald mit den Resten eines köstlichen Mittagmahles zurück. Peter, im dankbaren Aufblicke zu Gott, dem Geber alles Guten, vergaß alle Trübsale seiner Wanderung und ließ sich's recht wohl schmecken, während sein Freund ihm mit ungeheuchelter Freude zusah.

„Neber das alles kann ich verfügen!“ sagte Thomas mit einigem Stolge; „denn was übrig bleibt, gehört den Armen, darüber haben wir freie Hand, und wir können es geben, wem wir wollen. Und weil du auch ein Armer bist, ei! so gehört auch dir davon ein gutes Theilchen.“

„Wenn ich auch nur Arbeit hätte!“ begann Peter, als er die Schlüssel blank gefegt hatte. „Ich möchte gern gleich irgend ein Heiligenbild abmalen!“

„Aber,“ fiel Thomas schnell ein, „hast du denn auch etwas Geld, um Papier, und was sonst nöthig ist, zu kaufen?“

„Geld? — Nicht ein Paolo ist mein!“ versicherte Peter. „Als ich meine Wanderschaft hierher begann, dachte ich, du seiest Küchenjunge in dem Palaß des Kardinals und hättest Geld in Fülle, und würdest mich nicht im Stiche lassen!“

Thomas lächelte, aber kopfschüttelnd sprach er: „Was das Essen betrifft, so kann ich dir stets genug mitgeben. Sonst aber bin ich so arm wie eine Kirchenmaus, und muß noch drei Jahre in der Lehre stehen, bevor man mir Lohn geben wird!“

Das war kein guter Bescheid für den armen Peter, und bedenklich rieb er sich die Stirne. Allein — es blieb einmal sein Entschluß fest — Maler zu werden — darum vermochten auch die Worte des Landsmannes seinen Muth nicht zu erschüttern. „Die heilige Madonna wird mir schon helfen, die verläßt keinen, der in einer guten Sache sie um ihre Fürbitte bei dem Herrn ansieht. Unter ihren Schutz habe ich mein Kunststriben gestellt!“ — Und in der That, schon am folgenden Morgen bot sich ein Auskunftsmitglied dar. Die Wände des Dachkammerleins waren schneeweiß, und Thomas

musste eine Menge Holzkohlen herbeischaffen. Nun ging's an die Arbeit; und bald schmückte allerlei Gefirgel die Wände; und wenn auch alles grob und Schülerhaft aussah, so zeigte sich doch Thomas, als Kunstkritiker, mit den Talenten seines Freundes höchst zufrieden und munterte ihn stets zur neuen Thätigkeit auf. Eines Tages brachte er sogar einiges Geld mit, das er zum Geschenk erhalten hatte. In Rosengluth strahlte das Antlitz des guten Knaben, denn nun war's ihm ermöglicht, seinem Freunde Peter, Papier und sonstige Malgeräthschaften anzukaufen. Peter schien außer sich vor Freude. Mit dem Anbruche jeden Tages stand er früh am Morgen auf, um, nachdem er auf den Knien sein Ave-Maria gebetet, die Gemälde in den verschiedenen Kirchen, sowie die herrlichen Denkmäler in der Kirche von Florenz zu beschauen und zu studiren. Des Abends kehrte er dann halb ausgehungert, aber mit vielen neuen Dingen in seinem Gedächtniß bereichert, in sein Dachkammerchen zurück, wo stets sein Essen bereit stand. Ja, Thomas ging in seinem Wohlwollen so weit, sich selbst manche delikate Speise zu verschaffen, um mit derselben seinen Maler, den er ja sehr liebte, auf's angenehmste zu überraschen.

Jetzt machte der junge Künstler schnelle und gute Fortschritte; binnen kurzer Zeit waren die Zeichnungen mit Holzkohlen verwischt, und hatten besser ausgeführten Arbeiten Platz gemacht.

Da trat ein neuer unerwarteter Umstand ein.

Der Kardinal beabsichtigte — ungefähr zwei Jahre nach der Ankunft Peters — einige Veränderungen an seinem Palaß vornehmen zu lassen. Zu diesem Zwecke begab er sich eines Tages mit seinem Baumeister auch nach den oberen Theilen des Gebäudes, wohin zu kommen nie seine Gewohnheit war. Er beschaute ein Zimmer nach dem anderen und kam auch endlich in das Dachkammerlein seines Küchenjungen. Peter war gerade ausgegangen, aber eine Menge hübsch ausgeführter Gemälde, womit die Wände des Zimmers geschmückt waren, gab Zeugniß von den Talenten und dem

Fleiße des Bewohners. Sowohl der Kardinal als auch der Baumeister zeigten sich auf's Höchste erstaunt über die gelungenen Werke des jungen Künstlers: und da der Kardinal nicht anders vermuthete, als daß sein Rüchsenjunge der Schöpfer dieser Gemälde sei, ließ er ihn ungefümt in sein Kabinett rufen, um ihm für seine Geschicklichkeit und seinen Fleiß das gebührende Lob zu spenden. Als aber Thomas vernahm, daß der Kardinal in seinem Zimmer gewesen sei, und das Gefirgel seines Freundes — wie er es nannte, gesehen habe, überlief ihn nicht geringe Furcht. Zitternd trat er ins Zimmer, gerieth aber ganz außer sich, als er den Kardinal sagen hörte:

„Thomas! Ich kann dich nicht länger mehr in meiner Küche lassen.“

Der arme Knabe, der die wirkliche Bedeutung dieser Worte nicht begriff und nur fürchtete, aus seinem Dienste gejagt und sammt seinem Freunde brodlos zu werden, warf sich dem Kardinal zu Füßen und rief weinend: „Ach, Ew. Eminenz! Was soll denn aus dem armen Peter werden, wenn ich weggejagt werde?“

Selbstredend begriff nun auch der Kardinal den Knaben nicht, und forderte ihn auf, sich deutlicher zu erklären. Und jetzt erst vernahm er, daß nicht der Rüchsenjunge, sondern dessen kleiner Landsmann, den jener zwei Jahre beköstigt hatte, die hübschen Gemälde gefertigt habe. Se. Eminenz lachte laut auf, verzieh aber seinem Rüchsenjungen und forderte ihn auf, den genialen Hirtenknaben Peter von

Cortona, sobald dieser zurückgekehrt sei, vor ihn zu bringen.

Allein der Abend kam, und — Peter, was sonst nie der Fall gewesen, blieb aus. Auch der folgende Tag ging vorüber, ohne daß der junge Künstler sich blicken ließ; noch ein Tag, eine Woche, vierzehn Tage, — und von Peter zeigte sich keine Spur. Ueberall ließ ihn der Kardinal, der sich sehr für ihn interessirte, suchen; aber in ganz Florenz war nicht das Gerüchte zu entdecken. Endlich erhielt der Kardinal die Kunde, daß einige Stunden von der Stadt entfernt die Mönche eines Klosters den vermißten Knaben aufgenommen und ihm erlaubt hätten, ein in der Klosterkapelle befindliches Gemälde von dem berühmten Maler Raphael abzuzeichnen.. Als bald ließ ihn der Kardinal rufen, nahm ihn sehr freundlich auf und gab ihn bei einem der tüchtigsten Maler zu Rom in Unterricht.

Zum Dank für den Schutz der Madonna, der er auf allen seinen Wegen kindlich vertraute, malte er, zum Meister geworden, die Geburt Christi für die Kirche Unserer Lieben Frau zu Loreto, die seinen Ruf begründete und weithin verbreitete.

Fünzig Jahre später wohnten in einem der prächtigsten Häuser zu Florenz zwei alte Männer, die „als Brüder“ mit einander lebten. Von dem einen dieser Männer sagte man, daß er einer der „ersten Maler seiner Zeit“, und von dem andern, daß er der „treueste Freund“ sei. Es waren die beiden Greise: der berühmte Maler Peter von Cortona und sein Freund Thomas.

Diejenigen, welche über die Andachtsübungen spotten, scheinen mir solchen Menschen zu gleichen, die ganz dem Laufe des Wassers folgen und, ohne eigene Mühe von der Strömung getragen, sich über die Anderen, welche hinauf wollen und die Gesträuche des Ufers zu Hilfe nehmen, lustig machen. Zwischen diesen beiden Klassen von Leuten ist der nämliche große Unterschied, wie zwischen denen, die sich selbst kennen, und denen, die sich nicht selbst kennen, oder wie zwischen solchen, die in der

Tugend voranschreiten wollen, und solchen, die nur darauf bedacht sind, an der Stelle zu bleiben, wo ihre natürliche Fähigkeit sie hält, d. h. wo sie nichts zu thun haben.

Das Gebet besteht nicht in der Bewegung der Lippen und in der Haltung der Knie und Hände; es soll eine Erhebung zu Gott und ein inbrünstiger Erguß des Herzens sein; und in diesem Sinne ist das innere lautlose Gebet das beste, und darnach sollen wir streben.

## Die christliche Frau.

**W**ie tritt das Weib im Christenthume in die äußere Erscheinung? Ohne davon zu reden, daß das Weib den kreuztragenden Jesus in Mitleid des Herzens beweinete, während Männer ihn quälten und zu Tode martexten, ohne zu erwähnen, daß das Weib am Kreuzestamme ausharrte, während alle Jünger bis auf einen scheu von dannen flohen, sei nur eines Ausspruches gedacht, den in der ersten Zeit des Christenthums ein großer Mann, ein sehr berühmter Redner that, und welcher lautet: „O was für Frauen haben die Christen!“ Jesus hat das Weib emancipirt von physischen und von moralischen Banden, und nun konnte die Gnade wirken, konnten die edlen Elemente der Weiblichkeit sich herrlich zur Blüthe entwickeln, zu kostbaren Früchten reifen.

Als es galt, für Christus zu dulden, in unendlicher Treue für ihn zu sterben, da wetteiferten die Jungfrauen und Frauen mit Männern und Jünglingen in erhabenem Heldenmuth. Unter Tausenden sei nur das eine oder andere Beispiel flüchtig hervorgehoben.

Agnes war das Kind reicher, hoch adeliger Eltern. Sie erweckte großes Aufsehen durch die Vorzüge ihrer Schönheit, wozu noch der Liebreiz der Unschuldsanmuth trat. Die Sohne der ersten Familien Roms warben um ihre Hand. Der Sohn des Stadtpräfecten, welchen seine Leidenschaft zur Zudringlichkeit führte, wurde mit folgenden Worten von Agnes zurückgewiesen: „Laß ab von mir, du Speise des Todes, einem andern schon bin ich verlobt, dessen Leben unsterblich, dessen Adel der älteste, dessen Macht die größte, dessen Schönheit die reizendste, dessen Liebe die zärtlichste, dessen Huld die gütigste ist, in dessen Armen ich ewig jungfräulich bleibe, den ich einzig, unaussprechlich, ewig liebe!“ Der heidnische Brautwerber war somit entschieden zurückgewiesen, und es verwandelte sich die Begierlichkeit der Wollust in Haß und Rache. Agnes ist Christin. Sie

wird vor den Richter gestellt. Schmeichelei nützet nichts, vielleicht bringt sie Drohung und Folter zum Wanken und zum Abfall von Christus. Beides wird versucht; es ist vergeblich. Nun geht es wieder an's Mitleid heucheln. Hohen Geistes weist Agnes alles Mitleid zurück. „Berachte doch meine Jugend nicht, wahrlich, dein Mitleid brauch' ich nicht! Die Treue liegt nicht in den Jahren, sondern in der Erkenntniß und der allmächtige Gott prüfet den Sinn, nicht das Alter. Thue nur, was dir gutdünkt!“ Der Richter verfällt auf das Entsetzlichste. Er droht, sie ins Haus der Schande führen zu lassen. Mit Majestät entgegenet Agnes: „Nicht bangt mir vor deiner Drohung. Jesus Christus ist zu treu besorgt für die Makellosigkeit seiner Bräute, sein Engel wird mit starker Hand mich schützen. Du magst mich peinigen, mein Blut vergießen, mich tödten, aber meinen Leib, den ich Christo geopfert, zu entweihen, das wird dir nie gelingen.“ Agnes wird ins Sündenhaus geschleppt und Gott schützt sie wanderbar. Schließlich wird sie zum Tode durch das Schwert verurtheilt. Agnes jubelte vor Freude bei dieser Kunde. Sie zog Hochzeitskleider an, auf der Nichtstätte kniet sie nieder, faltet die Hände, erhebet das freudestrahlende Auge, senkt das Haupt und empfängt den Todesstreich. Lautlose Stille ringsum. Alle staunten, Tausende weinten, die Christen lächelten unter Thränen!

An die Seite der heiligen Agnes ist die heilige Cecilia zu stellen. Schon frühzeitig durch Papst Urban in der christlichen Religion unterrichtet, hatte sie sich durch das Gelübde der Jungfräulichkeit dem Herrn geweiht. Wissend, daß die zarte Lilie der Unschuld nur unter den Dornen der Abtödtung, der Zurückgezogenheit und des Gebetes blüht, entzog sie sich den rauschenden Vergnügungen und verkehrte vornehmlich mit Gott. Die vornehmen Römer Valerian und Tiburtius schworen, durch ihr Erscheinen ergriffen, den heidnischen Zer-

thümern ab. Sie wird als Christin denunciirt. Dem Tode geweiht, bittet sie den Statthalter um drei Tage Aufschub zum Vollzuge des Urtheiles, behufs Vorfertigung des Testaments. Das Testament einer reichen, heiligen Christin. Ihre Familie ist die Kirche, ihre Anverwandten sind die Armen. Sie bittet Papst Urban zu sich und sagt zu ihm: „Hier ist mein Haus, nimm Besitz davon, du wirst es für die Gläubigen, für die Glieder der Kirche zu einem Versammlungs- und Zufluchtsort bestimmen. Weihe es sogleich unter meinen Augen zur Kirche ein. Ich schätze mich glücklich, daß ich während meines Lebens in den Schooß der Kirche aufgenommen wurde. Die Kirche soll nach meinem Tode in meinem Hause Aufnahme finden.“ Sodann vertheilte sie allen Schmutz und ihre beweglichen Güter unter die Armen und war so aus Liebe zu den Armen ärmer als der Ärmste geworden. Die drei Tage waren schnell vorüber gegangen. Das Todesurtheil lautete: Verbrennung im Badegemache ihres eigenen Hauses. Das Feuer that ihr nichts. Die sengende Hitze war ihr kühlender Thau. Da wurde sie zum Tode durch das Schwert verurtheilt. Der Scharfrichter führte drei Hiebe, es gelang ihm aber nicht, das zarte Haupt vom Rumpfe zu trennen. Erschreckt floh er von dannen. Drei volle Tage lebte sie sie noch. Es waren Tage des Gebetes für ihre Mörder.

Mit einer heiligen Agnes und einer heiligen Cäcilia stehen wetteifernd eine heilige Agatha, Lucia, Victoria, ja hunderte und tausende anderer Jungfrauen und Frauen. Nur der heiligen Perpetua sei noch gedacht, welche ihr Vater mit folgenden Worten vom Martyrium zurückhalten wollte: „O meine Tochter, habe Erbarmen mit meinen weißen Haaren, habe Erbarmen mit deinem Vater, wenn ich würdig bin, dein Vater zu heißen, da ich dich bis zur Blüthe deiner Jugend an der Hand geführt und all deinen Brüdern vorgezogen habe. O bedecke mich doch nicht mit der Schande vor den Menschen. Denke an deine Brüder, an deine Mutter, an das Kind, das ohne dich nicht leben können. Entfage diesem Stolze, der uns alle zu

Grunde richten wird.“ Wenn irgend etwas im Stande sein wird, diese Heldin wandend zu machen, so sind es nicht Kerker, nicht Bande, nicht Schwert, nicht Scheiterhaufen, nicht Löwen, nicht Flammen, sondern diese kosenden Worte des zu ihren Füßen liegenden Vaters! Doch Perpetua fasset sich und erwidert in Ruhe: „Ich werde es nicht thun, ich bin eine Christin!“

Welch herrlichen Beispielen selbstloser Werke der Barmherzigkeit begegnen wir durch alle Jahrhunderte unter den christlichen Frauen! Die glänzenden Beispiele einer heiligen Hedwig, einer heiligen Elisabeth von Thüringen, der Perle deutscher katholischer Frauen, sind gar wohl bekannt. Es sei nur flüchtig einer dritten edlen Frau aus neuester Zeit Erwähnung gethan, der ungeliebten Kaiserin Oesterreichs, Karolina Augusta. Sie war volle 10 Jahre verwittwet. Was sie in diesen Tagen der Wittwenschaft Gutes gethan, ist staunenswerth. Ihr Sekretär erzählt, daß monatlich durch ihre Hände etwa zwanzigtausend Gulden zu den Dürftigen wanderten. Im Jahre 1870 gab die stille Wohlthätigkeit der hohen Fürstin an Bewilligungen auf einlaufende Gesuche mehr als siebenzigtausend Gulden. Die Erziehungsanstalten, die Krankengelder, das übrige Handalmoosen ist da nicht mit eingerechnet. Man möchte da etwa einwenden: sie hatte gut geben, sie war reich, sie gab doch nur vom Überflusse. Ganz unrichtig. Die heiligmäßige Dame schränkte sich aufs äußerste ein, versagte sich jeglichen Luxus, ja nicht selten Nothwendiges, nur um ihrer seligen Leidenschaft, dem Wohlthun, hulbigen zu können. Sie trug oft ein gewöhnliches Kleid, einen abgenutzten Hut und alte Handschuhe. Eines Tages zwang man ihr einen neuen Hut auf im Werthe von fünfzehn Gulden. Als sie ihn in die Hand bekam und den Preis erfuhr, rief sie aus: „Eben fällt mir ein, daß eine Familie um fünfzehn Gulden gebeten hat.“ Der Hut wird zurückgeschickt, die fünfzehn Gulden wandern in die Hände ihrer Armen. Eines Tages sagte zu ihr eine Hofdame: „Ach, das Kleid Cuerer Majestät ist schon wieder zerrißen; es ist end-

sich doch an der Zeit, ein neues anzuschaffen.“  
 — „Nein, nein, nur nochmals flicken, ich habe kein Geld, ich benöthige Alles für meine lieben Armen!“ lautete die Antwort Augusta's. Der Hoßzuckerbäcker wurde verabschiedet, weil sie Zuckerbäckereien für August erachtete. Sie arbeitete Abends immer bei elender Kerzenbeleuchtung. Als man ihr empfahl, sich besseren Lichtes zu bedienen, antwortete sie: „Ich muß sparen, sonst habe ich nichts für die Armen.“ Es wurde ihr von den Aerzten nahegelegt, Mineralwasser zu trinken. Sie trank es nicht, weil sie dadurch die Armen zu verkürzen meinte. Die unbeschriebenen Blätter der Briefe, welche sie empfing, benutzte, sie, um nicht Briefpapier kaufen zu müssen. Oft pflegte sie zu sagen: „Was ich habe, gehört nicht mir, sondern den Armen.“ Die letzten Worte, die sie sprechen konnte, lauteten: „Wer wird für meine Armen sorgen?“

Welch ein großartiger Heroismus besetzt tausend- und tausende Personen des weiblichen Geschlechtes, welche in der Jugendzeit, wo ihnen die Zukunft so hold entgegenlacht, wo ihnen alles schmeichelt, wo ihnen oft die vortheilhaftesten Anerbieten gemacht werden — welche in dieser goldenen Zeit alle irdischen Aussichten beiseite stellen, oft die schwierigsten Kämpfe mit den Eltern zu bestehen haben, von der Welt bedauert und dann verachtet werden, weil sie, auf alles Verzicht leistend, nur die Liebe Jesu und das Elend der Menschheit im Auge haben; sich zurückziehen, jegliche Lebensannehmlichkeit verschmähen, ewige Jungfräulichkeit geloben und nun die ganze Zeit ihres Lebens den schwersten Dienstleistungen der leidenden oder verachteten Menschheit obliegen! Man betrete ein Kloster der barmherzigen Schwestern, sehe sich ein wenig um in den Sälen des menschlichen Elendes und staune. Da wandelt Tag und Nacht die Frau, die christliche, die heldenmüthig emancipirte Frau zwischen den Betten und Leidenden, überall tröstend, überall helfend, überall Ergebung in Gottes heiligen Willen erwirkend. Hier ist ein Krebskranker, dort ein Wasserfüchtiger, dann wieder ein in Fieberschauer Erzitternder. Sie richtet das Bett zurecht, sie

reicht Nahrung und Medizin, sie reinigt, sie bedient, alles mit freudig heiterer Miene, als ob Jesus im Krankenlager liegen würde! Sie holt sich wohl sehr bald den Keim des Todes. In der Blüthe des Lebens stehend, welkt sie dahin; der übergroßen Erbarmung ihres Herzens und den übermenschlichen Anstrengungen ihres Körpers hält die physische Kraft nicht Stand. Sie leidet und leidet sehr! Und dabei ist sie heiter, frisch und munter und glücklich. Sie möchte mit Niemand auf der Welt tauschen. Ihre Schmerzen sind ihr theuer. Der Tod ist ihr die Pforte des Himmels.

Das ist ein emancipirtes Weib im Dienste Jesu Christi! Man spricht und schreibt heutzutage viel von Frauenemancipation. Was soll das bezwecken? Hat nicht Jesus, der Wohlthäter der Menschheit, der Frieden- und Freiheitsbringer, dies Werk vollendet? Man verwirft das Christenthum mit all seinen Einrichtungen und will dem Weibe eine ganz andere Stellung geben, als es bisher im Christenthum inne hatte. Jesus hat durch die Befreiung des Weibes von sittlichem und physischem Elend nicht die Natur des Weibes verkehrt, sondern auf ihr, wie auf Fundamente aufgebaut. Die Frau hat nicht die Natur des Mannes. Sie ist körperlich und gemüthlich anders veranlagt als der Mann. Sie ist schwächer und gefühlreicher und darum veränderlicher als der Mann. Sie braucht eine Stütze und eine Leitung. Im Paradiese sprach Gott zum Weibe: „Du sollst unter der Gewalt des Mannes sein, und er wird über dich herrschen.“ (Gen. 5, 13.) Deswegen steht das Weib auch nach der Norm des Evangeliums dem Manne nicht ebenbürtig zur Seite, sondern es steht unter ihm. . . . Der Mann ist nicht vom Weibe, sondern das Weib vom Manne; auch der Mann ist nicht des Weibes wegen geschaffen, sondern das Weib des Mannes wegen. Darum soll das Weib Macht auf dem Haupte haben, der Engel wegen.“ (1. Cor. 11, 8—10.) Und wieder: „Das Weib soll sich nicht erheben über den Mann, sondern sie soll sich still halten.“ (1. Tim. 2, 12.) Also das Weib steht nicht auf gleicher Linie mit dem Manne, sondern es

steht unter ihm. Nun will man der Natur Gewalt anthun und das Weib dem Manne gegenüber stellen mit absolut gleicher Berechtigung. Ganz widernatürlich! —

Und wie im häuslichen Leben, so im politischen. Auch hier soll die Frau dem Manne vollständig gleichgestellt werden mit allseitigem aktivem und passivem Wahlrechte, mit Bekleidung aller Aemter und Würden! Und wo bleibt bei völliger Gleichstellung dann das Schwert? Muß es auch das Schwert an seiner Seite tragen? die Kanonen bedienen, zu Pferde ins Feld rücken? Das müßte doch der Fall sein, denn wo gleiche Würde, da auch gleiche Bürde. Nun wird doch der fanatischste moderne Frauenemancipations-Träumer zugeben müssen, daß das Weib nicht für den Krieg ist. Oder wird er sich hierüber noch besseren Rath holen bei den Indianern, bei den Wilden, bei den alten Völkern, wie immer sie heißen? Er wird überall die gleiche Antwort erhalten: „Das Weib ist nicht für den Krieg!“

Auch in socialer, besonders wirtschaftlicher Beziehung kann das Weib nicht den vollständig gleichen und ausgedehnten Wirkungskreis haben wie der Mann. Das viele, lange Fernsein vom Hause, welches gewisse, besonders Fabrikarbeiten mit sich bringen, hindert die Frau an der nothwendigen häuslichen Arbeit und entfremdet sie den Kindern, welche ohne Mutteraufsicht sich selbst überlassen sind, verrohen und sittlich verderben.

Das Weib ist vor allem für die Familie da; ihr erster, schöner Wirkungskreis ist der häusliche Herd, die Erziehung der Kinder. Ein

herrlicher Beruf! „Wessen Beschäftigung ist edler und achtungswerther? die des Mannes, der die Vorräthe mühsam herbeischafft, oder die der Frau, welche daraus ein angenehmes Heim für die Familie gestaltet? Die des Vaters, der auf dem Felde, in der Werkstatt oder Schreibstube beschäftigt ist, oder die der Mutter, welche die Kinder zu guten und frommen Menschen heranbildet? Der Beruf, Erzieherin des Menschengeschlechtes zu sein, ist fürwahr ein erhabener Beruf, die edelste Kunst des Friedens, mit der kaum eine andere den Vergleich aushält. Vergewärtigt man sich, daß des Menschen erste Aufgabe der Dienst Gottes auf Erden, die Vorbereitung auf die Ewigkeit ist, und, daß die ganze spätere Lebensführung hauptsächlich von den Eindrücken abhängt, welche das Kind von seiner Mutter empfangen, so muß man gestehen, nur thörichte Verblendung kann einen solchen Beruf geringschätzen und unter ihrer Würde halten.“

Was würde die Schlussfolge dieser unnatürlichen Emancipation, Pseudo-Emancipation des Weibes sein? Sein Rückfall in die Sklaverei. Was unnatürlich ist, das hält nicht Stand. Diese Unnatur würde den Kampf des Mannes mit dem Weibe entfachen. Im Kampfe siegt der stärkere Theil, der Mann.

Dann hieße es „vae victis“ „wehe dem Besiegten.“

Mit dem Christenthume steht und fällt die Würde, der Adel, die Freiheit des Weibes. Das weibliche Geschlecht gräbt sich selbst das Grab, wenn es vom Christenthume abläßt. Es steht hoch an Adel und Würde, es ist wahrhaft emancipirt durch Christus und seine Kirche.

---

Wie der göttliche Mittler durch seine Gegenwart und seine Gnaden den Inbegriff des katholischen Cultus ausmacht, so giebt er auch durch die Geschichte seines Lebens den Stoff für alle Feste. Die ehrwürdige und göttliche Gestalt erscheint uns alle Jahre wieder in seiner Geburt, in seinen Werken, in seinem Leiden, in seiner Auferstehung, in seiner Himmelfahrt, in der Herabkunft seines Geistes, und endlich in der Einsetzung seiner sakramentalen

Gegenwart. Die verschiedenen Gestaltungen seines irdischen Daseins sind die Gestaltungen des zeitlichen Daseins der Menschheit geworden.

---

Bei dem Worte Andachtshungen wird Einigen ein mitleidiges Lächeln auf die Lippen treten; ich weiß das. Aber ich weiß ebenso gut, daß es leichter ist, über die Andachtshungen zu spotten, als sie zu unterlassen, wenn man in Wahrheit tugendhaft sein will.

## Sine Geburtstagsfeier.

Die zehnte Abendstunde hatte die Uhr des St. Stephansthurmes in Wien verkündet, und der sonst starke Klang war kaum vernehmbar durch die rauschende Militärmusik, welche wie eine Festschellen jubelnd vor dem Palaste des Kaisers tönte. Kaiser Franz war durch seine fromme Herzensgüte der Mann seines Volkes. Gedrängte Menschenmassen bedeckten unabsehbar den geräumigen Vorplatz der Kaiserwohnung, und aus allen Fenstern aus den Häusern der Nähe wehten weiße Tücher in die vom Fackelschein erhellte Nacht hinaus, wenn aus dem Herzen durch den Mund der Versammelten jaudzendes Lebehochrufen dem Kaiser erklang. Die Freude erstrahlte auf aller Angesicht, und Niemand verließ vor Beendigung der Musik die Stätte, so kalt auch die Luft wehte. Es war der 11. Februar.

Dagegen blieb es still bei den Gräbern in dem Armengäßchen. In den kleinen Hütten waren zumeist alle Lichter ausgelöscht, und die Bewohner derselben schliefen schon und träumten vielleicht Glücksbilder, welche sie bei Tage nur verwirklicht sehen im Leben der Großen und Reichen. Die Nacht mildert oft mit ihrer Finsterniß das Grauen des Elends, welches vom Morgen- oder Mittagslichte beschienen, etwas Schreckliches hat. Stille war umher, als sei alles hier gestorben. Nur aus dem einstäckigen Häuschen, mit der Nummer 120 bezeichnet, sah man aus den runden, mit Blei gefaßten Fensterscheiben, deren Glas zuweilen altes Papier ersetzte, den fahlen Schein einer Nachtlampe. Ein Fensterflügel war geöffnet, man vernahm lautes Wehzen und Seufzen von dem Fenster her. Aber nur der Nachtwächter, welcher daselbst vorüber ging, hörte es.

Da durchschritt, in einen langen Mantel gehüllt, eine hohe Gestalt das Gäßchen und blickte bald rechts und links auf die Hütten hin. Der Laternenschimmer erhellte deutlich das Mauerwerk, der Unbekannte schien gleichsam mit spähdendem Blick ein Haus aufzusuchen. Er

kam an No. 120 und blieb stehen, denn er schien bei sich etwas zu überlegen.

„Nr. 120 berge ein so namenloses Elend, hat mir der Pfarrer berichtet!“ murmelte der große Mann vor sich hin. Plötzlich war es ihm, als hörte er ein jammerndes Schluchzen; er fuhr aus seinen Gedanken und sah unwillkürlich auf den geöffneten Fenstertheil. Aber immer vernehmbarer wurde das Stöhnen, und darum näherte er sich dem Häuschen und schaute von der Seite her in die Kammer. Der Unbekannte fuhr in heftiger Rührung zusammen; wie Schmerz beschlich es ihm die Seele und Thränen standen in seinen Augen. Er sah das Bild der Noth in der traurigsten Erscheinung; da war kein Ofen, also auch kein Feuer, in der Ecke lag Stroh und auf demselben lag eine abgekehrte Menschengestalt, die Augen halb vom Tode gebrochen; die Hände schienen zum Gebete gefaltet. Sterberöcheln kam aus des Kranken Brust. Neben ihm auf dem hölzernen Tisch lag ein Stück Brod neben einem Krugfuge, und vor letzterem kniete ein Mädchen, die Sterbegebete sprechend; es war die Tochter des Kranken. Sein Gebet unterbrach das Mädchen oft, indem es ein Linnentuch nahm und dem Alten den Todeschweiß von der Stirne wischte und vielleicht nicht ahnte, daß es der letzte Liebesdienst war, den es dem lieben Vater erwies. Krampfhaft rang es die Hände und rief dem Kranken zu: „Vater, mein Vater, Du stirbst doch nicht! Soll ich allein als Waise zurückbleiben? O Gott, hilf mir, hilf mir!“ Die fromme Tochter bedeckte mit beiden Händen die Augen, die schon längst rothgeweint waren, und betete wieder. Beten und Thränen der Unschuld, und das Wehzen des hochbejahrten Kranken in eiskalter Stube, wach' ein Anblick!

Der Unbekannte war wie gefesselt, er zitterte vor Mitleid. Schnell griff er mit der rechten Hand nach der Börse und die linke klopfte leise an die Fensterscheiben. Das Mädchen schrak auf, sah nach dem Fenster und dann schnell auf das

Krugfix hin, denn es wählte, der Nachtwind habe das Fenster berührt. Noch einmal, aber etwas stärker, klopfte der Mann in dem Mantel. Jetzt dachte das Mädchen, der Nachtwächter wollte sich nach dem Vater erkundigen und näherte sich leise dem Fenster. Doch siehe! die Hände des Unbekannten reichten von außen her eine Geldschwere Börse und es vernahm dabei die Worte: „Der Pfarrer hat Dir nur wenig geben können, aber hier nimm und pflege Deinen Vater und Dich, daß Du nicht selbst krank wirst; kaufe ein Bett, einen Ofen und Holz. Gott segne Deine Kindesliebe! Ich will bald wiederkommen und nachfragen!“

Das Mädchen wollte sich hinausbeugen, um den Wohlthäter zu sehen und ihm wenigstens mit einigen Worten zu danken, aber die Gestalt im langen Mantel entfernte sich rasch, und das Mädchen verlor den edelsinnigen Mann bei einer schmalen Nebengasse, wohin derselbe seinen Weg nahm, aus den Augen.

Der Kranke warf einen großen Blick nach dem Mädchen hin, es war ein Frageblick, da der Mann nicht mehr reden konnte. Julie wußte nicht, wie ihr geschehen; ihrem Vater die Noth erleichtern zu können, war ihr Entzücken, wie sie solches noch nie gefühlt hatte. Erwünscht hatte sie solche Stunde oft, welche Milde dem Vaterherzen bringen könnte, sie selbst war indessen ja arm und nur Weniges erwarb sie mit ihrer Hände Arbeit. Und das Wenige, schwer errungen, reichte sie gern ihrem Vater. Aber hinwegbannen die Noth, das wahrlich, das konnte sie auf keinen Fall. O wie betete sie dankbar zu Gott und zeigte in hochgehobener Hand dem Vater die Börse.

Doch der bedurfte derselben nicht mehr, bald sollte sein Abschiedsstündlein schlagen, bald sollte die Dulderseele, frei von jedem Leid, aufsteigen in jenes bessere Land.

„Das war Juliens größter Trost, daß ihr Vater noch jenes hl. Mahl aus Priesterhand empfangen hatte, mit welchem schon so mancher Sterbende für die Reise in die Ewigkeit sich erquickte.

Julie sah mit Sehnsucht durch das Fenster nach dem Nachtwächter, daß er irgend einen

Menschen auffuche, der noch in der Nachtzeit ihr das Nöthige für den armen Vater kaufe. Sie selbst wagte nicht, das Krankenlager auch nur einen Augenblick zu verlassen: wie wäre es ihr auch nur möglich gewesen? Indessen kam auch der Wächter nicht; sie neigte sich noch weiter hinaus und die St. Stephansthurmuhr schlug eben 11 Uhr. Aus der Ferne hörte sie das Stundenzeichen wiederholen durch das Horn des Wächters. Sie zog sich zurück, und in dem Augenblicke rief der sterbende Vater: „Jesus, Maria und Joseph! Julie! Julie!“ Er hatte seiner Tochter zum letzten Male gerufen, denn auch ihm hatte der Todesengel zugewinkt und die Dornenkrone der irdischen Leiden von seinem Haupte genommen, welche dort ihm vertauscht wurde mit einer Rosenkrone himmlischer Freuden! Er lag starr, die Augen sanft geschlossen, die Hände über die Brust gefaltet.

Julie hatte ihren Vater verloren; sie war jetzt eine Waise! Die gute Tochter starrte mit thränenlosem Blicke vor sich hin; sie konnte nicht mehr weinen, sie betete. Sie wünschte aus ganzer Seele die ewige Ruhe dem Abgeschiedenen, aber auch sich selbst bei dem Vater im Himmel einen ewigen Frieden, wie solchen die Welt nicht geben kann.

Wie bitter ist doch der Tod, wenn er zwei geliebte Augen schließt, und wie tröstlich wieder, wie unendlich erhebend ist die Christen Hoffnung, welche Wiedersehen verheißt im Lichte der Verklärung.

Julie füllte aufs Neue die Lampe mit Del und legte das Haupt auf den Tisch, um Schlaf zu suchen und kurze Raft zu finden, welche seit zehn Tagen ihr nicht zu Theil geworden war.

Am Nachmittage des 13. Februar, es war bald 5 Uhr, wurde die Thüre des Häuschens No. 120 im Armengäßchen zu Wien leise geöffnet. Unter der Hausthüre stand ein Sarg, der eben von den Handwerkleuten zugeschlagen wurde. Er war schmucklos und ein schwarzes Kreuz auf demselben gezeichnet. Der Todtenwagen fuhr vor, um den Leichnam auf den Gottesacker zu bringen.

Die Männer entfernten sich, und schluchzend vor Schmerz und zitternd vor Frost ging neben

dem Wagen die arme verlassene Julie. Sie sah nicht rückwärts und nicht zur Seite, sondern blinnte stets vor sich hin, betend und weinend.

Dem Nachbar begleitete zur letzten Ehre den Sarg. Nur ein Fremder ging langsamen Schrittes, tief in den Mantel gehüllt, hinter dem Wagen her. Es war derselbe Unbekannte, der kurz zuvor in der Nacht an Julie die Gelbbörse durchs Fenster gereicht hatte. Jetzt kam er, um nach dem Befinden des Fremden zu fragen, und der Sarg, der aus dem Häuschen gebracht wurde, gab ihm Antwort. Neugierige sahen hinüber aus den Fenstern und warfen prüfende Blicke nach der hohen dunklen Gestalt, welche den Todten nach der letzten Ruhestätte begleitete. Das Gesicht war vom Mantelüberwurf bedeckt und nur einzelne silbergraue Haare sah man unter dem Hute schimmern. Die Februarluft wehte scharf, und der Weg zum Friedhof war sehr weit. Das hielt den Unbekannten nicht ab, der in Gedanken versunken, mit dem Schicksale Juliens sich beschäftigte. Die Liebe des armen Mädchens zu seinem Vater, der ihm nichts geben konnte im Leben, was dasselbe mit Freuden bekränzt, schien preiswürdig und noch rührender war dem Unbekannten der Thränengang Juliens neben dem Wagen. Wahrlich, Kindesliebe zu den Eltern, wo sie gedeiht, ist die Gottesblume,

welche Paläste verschönt und Schmerzenskammern der Armuth verklären muß!

Die Niegel des Kirchhofthores knarrten. Der Todtengräber half dem Fuhrmann den Sarg in die Vorhalle des Leichenhauses zur Einsegnung bringen. Julie schwankte hinein stumm und lautlos; ihre Thränen sagten viel, ihr Gebet noch mehr; sie kniete betend neben dem Sarge nieder. Der Todtengräber selbst empfand Mitleid mit Julien, der doch sonst ziemlich kalt geworden war bei dem Anschauen der Säрге und der darüber Klagennden. Der Unbekannte trat auch ein, immer noch tief verhüllt, und sprach leise ein „Vaterunser.“ Eine halbe Viertelstunde blieb die Gruppe. Der Todtengräber erinnerte an den Verschluß des Friedhofes, Julie stand auf. Der Unbekannte trat auf sie zu und sprach: „Frommes Mädchen, ich will Dein Vater sein.“

Julie stand zitternd auf. Der Unbekannte warf den Mantel zurück, und der Todtengräber, ihm ins Antlitz sehend, rief bestürzt: „Es ist der Kaiser!“ Der Unbekannte überreichte dem Mädchen ein Schreiben an die Oberin des Mädchenerziehungsinstitutes zu \* \* \* wo es erzogen werden sollte. Der Unbekannte war Kaiser Franz II. von Oesterreich, der 1835 starb und seit 1792 regiert hatte. Es war die Vor- und Nachfeier seines Geburtstages.

In den Werken Gottes hält und trägt sich Alles, vom Cherub bis zur Pflanze, ja bis zum Steine. Ein wunderbarer Faden läuft durch alle Stufen der Schöpfung und verbindet sie sanft und milde zu einer tiefen Einheit. Der Mensch insbesondere ist der Bändering der unsichtbaren Welt der Geister mit der sichtbaren Welt der Körper; er berührt beide, die eine auf ihrer tiefsten, die andere auf ihrer höchsten Stufe; er bringt sie einander nahe und hält sie zusammen, ohne sie zu verschmelzen. Aus beiden bestehend und Erde und Himmel in sich begreifend, kann er die eine ebenso wenig wie die andere von sich abweisen; er kann seine Stelle nicht ändern, sich nicht herabwürdigen oder veredeln, ohne zugleich die Mitte aufzugeben, in die er gestellt ist.

Das Christenthum ist die Wiederherstellung der menschlichen Natur durch Christus.

Christus hat in seiner Person die Menschheit in allen ihren Beziehungen wiederhergestellt, und durch diese Beziehungen zugleich auch alle sichtbaren oder unsichtbaren Dinge, die dabei in Betracht kommen. Darum sagt so schön der hl. Paulus: „Christus ist das Ebenbild Gottes, des Unsichtbaren, der Erstgeborene vor allen Geschöpfen. Denn durch Ihn ist Alles erschaffen, was im Himmel und was auf Erden ist, das Sichtbare und das Unsichtbare; und Er ist vor Allem, und Alles besteht in Ihm. Durch Ihn ist Alles mit Ihm versöhnt worden, sowohl was auf der Erde, als auch was im Himmel ist, indem er Frieden machte durch das Blut seines Kreuzes.“

Entered at the Post Office at Buffalo, N. Y., as second-class matter.

## Editorielles.

### Im Nil-Gebiete.

Dem Lande der Verheißung, dem heiligen Lande, lag kein anderes so nahe und keines stand zu ihm in so engen Beziehungen, wie Aegypten.

Von Alters her war dieses die Zuflucht der Juden. Abraham, Jakob und Joseph waren da und auch später noch suchten viele verfolgte Juden ihr Heil im Schatten Aegyptens. Selbst der liebe Heiland wurde als zartes Kind vor dem Zorne des Herodes dahin gerettet. Die Reise dauerte acht bis zehn Tage und ging entweder über Hebron durch die Wüste, oder von Hebron über Cleuthropolis nach Gaza, oder, nach einer alten Ueberlieferung, der größeren Sicherheit wegen, über Joppe, dem Meeresufer entlang. Diese Flucht der heiligen Familie, wie rührende Züge weist sie auf! Den Isracliten schickte Gott auf dem Zuge durch die Wüste die Wolkensäule, das Manna und wunderbaren Trank aus dem Felsen. Bei der Flucht der heiligen Familie lesen wir nichts von dergleichen Begünstigungen. Die Unannehmlichkeiten der Reise blieben ihr nicht erspart.

Die Umstände des Aufenthaltes sind uns nicht, mit Gewißheit bekannt. — Was die Dauer desselben betrifft, schwankt dieselbe nach Verschiedenheit in der Annahme der Zeitrechnung zwischen einigen Monaten und zwei, vier bis sechs Jahren. Jedenfalls gleich nach der Abreise der Könige mußte die Flucht stattfinden, und im Laufe des Jahres nach dem Tode des Herodes und nachdem seine Söhne, Archelaus in Judäa und Herodes Antipas in Galiläa, ihr Erbe angetreten hatten, konnte die Rückkehr bewerkstelligt werden.

Als Aufenthaltort wird von der Ueberlieferung angegeben die Nähe von Heliopolis, unweit vom alten Memphis und den großen Pyramiden. In einer südlichen Vorstadt von

Kairo verehrt man das Heiligthum, das den Ort des Aufenthaltes der heiligen Familie bezeichnet, und weiterhin östlich am Rande der Wüste im Dorfe Matarieh zeigt man die ungeheure Sykomore, unter welcher bei der Nacht der heiligen Familie eine lebendige Quelle entsprungen sein soll.

Den übrigen Umständen nach wird der Aufenthalt in Aegypten eben ein Leben der Armut gewesen sein, und dieses um so mehr, da sie fremde Ankömmlinge waren. — Ferner war es ein Leben der Arbeit, weil sie wirklich ihr Brod mit ihren Händen verdienen mußten, also ein Leben ernstlicher Arbeit, aber doch voll Zufriedenheit und Gottvertrauen. — Endlich war es ein Leben des Gebetes und gewiß auch mancher Unannehmlichkeiten. Sie waren in der Verbannung, und unter ihren Augen entfaltete der entartetste Götzendienst seine Unreinheit, denn Heliopolis war eine Hauptstätte des Sonnendienstes und der Priesterschaft. Die Unannehmlichkeiten wurden aber getragen ohne sentimentales Heimweh, ohne ungeduldiges Klagen und Drängen. — Endlich war es gewiß auch ein Leben der Freuden. Es befanden sich damals in Aegypten fast überall jüdische Colonien; bei Heliopolis stand seit anderthalb Jahrhunderten ein herrlicher Tempel, dessen Gottesdienst an Pracht mit Jerusalem wetteiferte, was immerhin ein großer Trost für die Verbannten war. Gewiß lernte die heilige Familie nun manche gute jüdische und wohl auch heidnische Familien kennen. Gott segnete die Verbannten auch mit innerem Troste, und am lieben Heilande hatten sie eine beständige Quelle der Freude. Wenn der Aufenthalt jahrelang dauerte, war es also hier, wo er die ersten Worte sprach, die ersten Gebete laut betete, das erste Nöcklein trug, die ersten Schritte versuchte und die ersten kleinen Arbeiten verrichtete — alles unendlich zarte, innige, häusliche Freuden. Das Auge des

Heilandes beobachtete also auch all die Wunder des alten wundersamen Landes; er sah das Steigen des Nils; gewiß oft hat sein Blick auf den alten Pyramiden jenseits des Flusses geruht, und seine kleine Hand mag mit mancher Lotosblume an dem Strome gespielt haben!

Die Bedeutung des Geheimnisses der Flucht ist eine dreifache.

Vor allem ist das Geheimniß die erste Begegnung des Heilandes mit der Staatsgewalt, und infolge der unseligen Weltpolitik ist die Begegnung eine feindliche und wird es auch bleiben. Sie erbt sich vom Vater auf den Sohn und auf die Erben der politischen Gewalt, die Römer. Indessen ist es lehrreich, wie die göttliche Vorsehung mit den Staaten spielt. Aegypten, das ehedem Israel so verfolgte, wurde in letzteren Zeiten namentlich Israels Trost und Zuflucht und beherbergte dessen Messias.

Die zweite Bedeutung ist eine mystische in der Beziehung Aegyptens zum Messias. In Aegypten erstarkte die Familie Jakobs zu einem mächtigen Volke; da nannte es Gott zuerst „seinen Eingehorenen“; dort erfor er es durch die wunderbare Befreiung zu seinem besonderen Erbe, und dort setzte er das Hauptvorbild des Messias, das Osterlamm, ein. Jetzt in der Flucht nach Aegypten kommt der eigentliche Erstgeborene, das eigentliche Osterlamm, und wie das Volk in dem eisernen Ofen Aegyptens seine Lehrlingsjahre in der Religiosität, in Arbeit, Kunsthandwerk und Leiden zubrachte, so sollte auch der Heiland daselbst seine Lehrzeit im Sprechen, Arbeiten und Leiden verbringen. Er sah die Pyramiden, an denen sein Volk gebaut, und sah das Land Gessen, und soll selbst in der Nähe der Nilinsel gewohnt haben, wo Moses im Binsefkörblein ausgesetzt wurde. Dieses örtliche Aneinanderrücken des Vorbildes und der Wirklichkeit entspricht ganz dem einheitlichen Walten der göttlichen Vorsehung. Jetzt sollte auch der prophezeite Segen erfüllt und vollendet werden, der mit der Einwanderung der Juden nach Aegypten, mit der Uebersetzung der Heiligen Schrift und mit der Erbauung des Tempels bei Heliopolis seinen An-

fang genommen. Bei der Ankunft des Heilandes sollen die Götzen Aegyptens, besonders das Bild des Sonnengottes in Heliopolis, umgestürzt sein. Vielleicht war auch das spätere wunderbare Aufblühen des Christenthums und besonders des Klosterlebens ein Segen des Aufenthaltes der heiligen Familie in Aegypten.

Drittens ist die Bedeutung des Geheimnisses eine moralische. Der Heiland wollte schon in der Jugend tödtlich verfolgt sein und uns das Beispiel der Geduld und Demuth in Widerwärtigkeiten geben. Auch will er zum Troste aller Verbannten das Brod der Verbannung kosten. Es ist gewiß eine große Demuth, daß der Schöpfer vor seinem Geschöpfe flieht und sich zurückzieht. Gott achtet die Freiheit seiner Geschöpfe und läßt ihrer That allen Spielraum, ohne jedoch seine Rathschlüsse zu ändern. Im Gegentheil, diese Rathschlüsse umfassen alle Thatenfreiheit der Creatur und am Ende dient sie nur ihm.

Seit über tausend Jahren ist dieses mit der heiligen Geschichte und dem heiligen Lande so innig verwachsene Nilreich dem Mohammedanismus verfallen. Er brachte das Elend der Vielweiberei und den Fluch der Sklaverei. Dabei wurde die Bevölkerung arm und beklagenswerth, der Boden zur Wüste. Der Ackerbau des Landes, das die Pharaonen schon in bewunderungswürdiger Weise durch die Fluthen des Nil bewässert und befruchtet hatten, wurde mehr und mehr vernachlässigt und das Reich, das für tausende von Jahren die Kornkammer der Welt war, wurde eine Hölle der Armuth für seine Bewohner. Die großen Dammbauten zerbröckelten, das kunstreiche Bewässerungs-System fiel der Vernachlässigung anheim. Das herrliche Alexandria erschwang sich nie mehr zu seiner früheren Größe, andere berühmte Städte wurden von dem Zahne der Zeit zernagt und liegen heute — nicht mehr in blühenden Gartengeländen, sondern im Sande, den der Samum bald da, bald dort zu losen Hügelrn aufhäuft.

Unter der türkischen Herrschaft trieb das Reich vollends seiner Auflösung entgegen.

Die neuen Herren desselben, die Engländer, wollen sich endlich einmal seiner früheren Größe

erinnern und die alte Blüthe hervorzaubern durch die alten Mittel: Bewässerung Urbar-machung und agrifkulturelle Ausnützung des Bodens. Namentlich verdient macht sich in die-ser Hinsicht der Special-Commissär J. C. Woolacott. Er schreibt diesbezüglich in der „London Daily Mail“:

„Peace hath her victories,  
No less renowned than war.“

Die unbeugsamen Eroberer, die ganze Provinzen des Nil-Gebietes an sich gerissen ha-ben, sehen durch den Schleier der Zukunft jezt eudlose Regionen des Aufblühens und der Prosperität. Von allen Methoden aber, die in Aegypten je zur Anwendung kamen, um seine Wohlfahrt zu fördern, ist nur eine, die nie versagt hat. So oft das Land sein Auge dem Nil zuwendete, wurde es nicht getäuscht. Die Pharaonen Großbritanniens müssen heute wieder in den Fußstapfen der aegyptischen Könige von der 12. Dynastie wandeln. Der Nil ist der Träger des Wohlstandes und Glückes für das ganze Stromgebiet und die Millionen seiner Bewohner. Um drohenden Ueberschwemmungen vorzubeugen, müssen alte Dämme geschützt und neue gebaut werden, um den Boden auch in Zeiten der Dürre zu speisen, sind Niesen-Wasserreservoirs anzulegen, aus welchen durch tausend Canäle und Adern der Landmann das belebende Raß seinem Boden zuführen kann. Das britische Irrigations-Departement hat in dieser Beziehung schon Wunder geleistet und muß noch mehr thun. Der alte und enge Khalig-Canal, der die Flu-then des Nils nach Cairo leitet, wurde erwei-tert und vertieft. Er nimmt seinen Ausfluß von jener Stelle des Flusses, wo Moses im Binsenförblein von Pharaos Tochter gefunden wurde, wo als Knabe auch unser Heiland an der Hand seiner jungfräulichen Mutter gespielt hat. Das ist in der Nähe der Rhoda-Insel.

Die künstliche Landbewässerung hat Aegypten vor dem Bankrott gerettet und vor dem wirth-schaftlichen Ruin. Die Mittel hierzu sind aber noch lange nicht erschöpft und neue großartige Projekte hierzu gehen ihrer Vollendung entgegen und werden immer mehr geplant.

„Mehr Wasser, immer mehr!“ ist der all-gemeine Ruf im Niltale, immer mehr Land wird in Kultur gebracht und neue Gebiete wer-den jedes Jahr der Wüste abgerungen.

Das großartigste Werk in seiner Art und ein wahres Weltwunder der modernen Zeit ist der große Damm von Assuan mit dem kleineren bei Assint. Das englische Kapital wurde dafür interessirt und die Baukosten beliefen sich auf zwei Millionen Pfund Sterling. Des Weiteren sind 1,180,000 Pfund erforderlich, um die un-erschöpflichen Wasservorräthe den Feldern zu-zuführen. Die Wassermasse, welche sich aus diesen künstlichen Seen ergießt, ist größer, als diejenige, die täglich in dem Bette der Rhone bei Genf strömt.

Dreimal gibt der Boden bei guter Bewässe-rung eine reiche Ernte im Jahre. Kein Wun-der, daß Englands Großkapital so gerne bereit ist, im Dienstes dieses humanen Werkes ange-legt zu werden.

Welche Perspektive aber bietet der Ausblick in die nächste Zukunft Aegyptens? Wohlstand und Glück wird dem Volke erblühen und im Gefolge derselben Bildung und Gesittung. Vor dem Kreuze muß sich schließlich auch dort der Halbmond beugen und das Missionswerk der Kirche wird dort seinen Fortgang nehmen und freie Völker- und Staatengruppen gründen und schirmen, wo bisher nur Nord und Men-schenraub die Tages-Ordnung waren und die Karawanen-Straßen über den Staub von Millionen von Sklaven führten, die ein Leben voll von namenlosem Elend unter der Peitsche ihrer Herren beschloffen.

---

### Gehet zu Joseph.

---

Im verfloffenen Monat feierte die Kirche das Namensfest des hl. Joseph, am kommen-den 23. April begeht sie das Schutzfest des-selben. Wie könnten wir es da versäumen, in den Blättern der „Rundschau vom Berge Karmel“, des Organes der „Brüder der lieben Mutter Gottes“ dieser Doppelfeier eingedenk zu sein?

Wo Maria ist, da ist unser Herr und Gott.

Wohl wohnt er in wunderbarer Majestät im Allerheiligsten Sakrament, wohl thront er in göttlicher Hoheit auf dem Richterstuhl der Gnade im Sakramente des Buße; wollen wir ihn aber in aller Freundlichkeit und Güte des Menschensohnes suchen, dann finden wir ihn bei Maria; denn wo die Mutter ist, da ist auch der Sohn. Und bei ihnen, in unmittelbarer Nähe, ist auch der hl. Joseph. Ja er ist das Haupt der Familie; der Nähr- und Pflegevater Jesu, der Vatte und Schirmer der Ehre und Jungfräulichkeit der allerseeligsten Jungfrau. Welche Würde, wieviel Mawt!

Von der göttlichen Wahrheit selbst erhält der hl. Joseph in einem kurzen Worte die größte Auszeichnung. Die hl. Schrift nennt Abraham „den Getreuen“, David „den Frommen“, Daniel „den Weisen“, Moses „den Sanftmüthigen“. Von Joseph aber sagt der hl. Geist: er war gerecht! Warum wohl gerade dieses höchste Lob, das einem Staubgeborenen zu theil werden kann? Der heil. Hieronymus sagt: „Joseph wird der Gerechte genannt, weil er alle Tugenden in einem vollkommenen Grade besitzt.“

Nicht weil er eine einzige, nicht weil er viele, nicht weil er sehr viele, sondern weil er alle Tugenden besitzt: ja nicht einmal deswegen, weil er alle besitzt, sondern „weil er alle in einem vollkommenen Grade besitzt.“ Und was kann von einem Menschen mehr gesagt werden, als daß er jede Vollkommenheit, und zwar vollkommen besitze?

Nur ein solcher Mann konnte der Bräutigam der allerseeligsten Jungfrau sein. Er mußte nicht bloß an Abkunft, welche königlich war, sondern auch an Sitten, an Neigung und Gemüthsbeschaffenheit mehr als jeder andere Mann der allerseeligsten Jungfrau ähnlich sein, da Jedermann weiß, daß unter Bräutigam und Braut vor Allem auf die Ähnlichkeit gesehen wird.

Es ist eine anmuthige Lehre des heiligen Thomas, daß je mehr ein Ding sich seinem Ursprung nähert, desto mehr auch an den Vorzügen und besonderen Eigenschaften seines Ursprunges theilnehme: so ist die Helle, die der

Sonne am nächsten steht, viel glänzender; so ist die Wärme, die dem Feuer ganz nahe ist, viel brennender; und so machet ihr auch, wenn ihr Wasser schöpfen gehet, die Erfahrung, daß es desto durchsichtiger, desto heller und reiner ist, je näher man es an der Quelle schöpft: „Meistentheils sucht man das Wasser an der Quelle zu schöpfen.“ Wenn dem aber so ist, wie wolltet man denn vermuthen, daß jener Joseph, der sowohl durch seine Verwandtschaft als durch sein Amt mit der allgemeinen Quelle der Heiligkeit so nahe verbunden war, davon in kleinerer Fülle und mit weniger Vollkommenheit theilgenommen habe, als jene, die von der Quelle selbst viel weiter entfernt waren? Wer, wenn wir die allerseeligste Jungfrau ausnehmen, hatte vertrauteren Umgang mit Christus, als er? wer hatte ihn öfter auf seinen Armen? wer drückte ihn öfter an sein Herz? wer trug ihn öfter auf seinen Schultern? wer konnte ihn öfter küssen, herzen, umarmen, als er? wer konnte mit Recht zu ihm sagen: du bist mein?

Wer wird sagen, daß man Joseph nicht sehr leicht für den größten Heiligen halten könne, da ja er es ist, „den der Herr über seine Familie gesetzt hat,“ und zwar über die Hauptfamilie, über jene, die unmittelbar zum Dienste seiner Menschwerdung gehörte? „Er bestellte ihn zum Troste seiner Mutter, er bestellte ihn zum Ernährer seines Fleisches, und er bestellte ihn endlich,“ wie der heilige Bernardus sagte, „er bestellte ihn allein zum getreuen Mitarbeiter in der Ausführung seines großen Rathschlusses.“ Unterstützt und ermuthigt von so großen Lehren, sag ich also von Joseph, daß wahrscheinlich kein Anderer ihn an Heiligkeit übertraf, sondern daß vielmehr er an Heiligkeit jeden Andern übertraf.

Als Gemahl der allerseeligsten Jungfrau mußte der hl. Joseph schon durch sie und ihren Anblick zur größten Heiligkeit geführt werden. Es ist offenbar, daß der bloße Anblick einer Person, die wir für sehr tugendhaft halten, und wenn wir sie auch nur zufälligerweise sehen,

in uns bisweilen ein mächtiges Verlangen erregt, sie nachzuahmen; daher kommt es, daß man in der Geschichte des heiligen Lucian das Wunderbare liest, daß er mit seinem ehrwürdigen Gesichte allein schon die Heiden zum christlichen Glauben bekehrte, wie Andere sie mit den Wundern bekehrten; so daß der Kaiser Maximin, so oft er mit ihm redete, bevor er ihn zum Tode verurtheilte, immer zwischen ihm und sich einen Vorhang anbringen ließ, wie es im Senate von Athen, bei Verurtheilung der Angeklagten Sitte war: so groß war seine Furcht, daß er vom bloßen Anschauen desselben ein Christ werden müßte. Und nicht nur der persönliche Anblick der Gerechten, sondern auch der ihrer Bildnisse, ihrer Statuen, besitzt sehr oft eine solche Kraft, weßhalb man sich gar nicht wundern darf, wenn in der Kirche von der Hölle ein so blutiger Krieg gegen die heiligen Bilder erregt wurde, da es unzählig Viele gab, die sich beim Anblicke derselben angeeifert fühlten, und zwar der Eine zum Marterthume, der Andere zur Buße, der Andere zur Geduld, und der Andere zu anderen nicht weniger schweren Siegen, welche fortwährend in jenen Bildern, entweder zur Ermuthigung oder zum Vorwurfe, den Augen der neugierigen Beschauer vorgestellt waren. Der heilige Johannes Chrysostomus wurde, wenn er die Statue des heiligen Paulus ansah, vom brennendsten Eifer entflammt; der heilige Gregor von Nyssa wurde, wenn er das Bild des heiligen Abraham betrachtete, von süßester Andacht erfüllt. Und besonders von den Abbildungen der allerseligsten Jungfrau wissen wir, daß sie in den Herzen wunderbare Wirkungen hervorgebracht haben, indem sie bald die Böswilligen bekehrten, bald die Lauen aneiferten, bald die Versuchten ermuthigten, und stets in heiligen Herzen die wärmsten Gefühle von Liebe, von Religion, von Ehrbarkeit, von Abtödtung, von Glaube, von Schamhaftigkeit erregten, wie es unter Andern auch ein heiliger Bernardin an sich erfahren zu haben bezeugt, der glänzende Stern jenes großen Ordens, dem die Welt ihre Seraphim verdankt. Welcher Eifer, welches Feuer, ja welche Flammen von Liebe mußten also im Herzen Josephs entstehen, der Tag und Nacht

nicht bloß das todt Bildniß, sondern die lebendige Person Mariens vor Augen hatte, und mit ihr redete, und sie hörte, und sie begleitete, wohin sie nur immer ging; und mit ihr im nämlichen Zimmer wohnte, und mit ihr am nämlichen Tische speiste, und mit der Sicherheit eines Bräutigams nicht bloß jede öffentliche Verrichtung von ihr, sondern ich möchte sagen, jeden verborgenen Gedanken ausspähen, erfragen und erkennen konnte!

Der hl. Joseph wurde vorzüglich deshalb der lieben Gottes Mutter als Bräutigam gegeben, damit er der Schützer ihrer jungfräulichen Reinigkeit sei.

Welche Enthaltksamkeit, welche Keuschheit, welch' engelhafte Reinheit mußte also seine Seele schmücken!

Wie tief mußte in Joseph jene Tugend begründet sein, die bei einem so vertraulichen Umgange die Jungfrauschaft Mariens fortwährend beruhigt halten konnte, obgleich dieselbe so zart und so empfindlich war, daß sie in Furcht geriehet, als sie allein, wenn gleich mit einem Engel, sprechen sollte, weil sie ihn in Gestalt eines Mannes sah!

Mit welcher Klugheit, mit welchem Verstande, mit welcher Umsicht mußte Joseph zur Lösung der so schwierigen Aufgabe begabt sein, nach welcher er die allerseligste Jungfrau auf eine Weise zu behandeln hatte, daß er ihr die Vertraulichkeit eines liebevollen Gemahls zeigte, und doch mit der Ehrfurcht eines Fremden begegnete! Ja, ich erlaube mir noch zu sagen, daß er sogar den Teufel zu täuschen vermochte. Und das sage ich nicht allein, sondern mit mir sagen das unumwunden ein heiliger Leo, Ambrosius, Basilus, Bernardus, Hieronymus, Johannes Damascenus, und sehr viele Andere, welche, hierin der Ansicht des heiligen Martyrers Ignatius folgend, behaupten, daß der böse Feind lange Zeit hindurch Christus für den wahren Sohn Josephs hielt, wie es das Volk glaubte. Und wenn wir das auf das Ansehen so ehrwürdiger Kirchenlehrer hin zugeben müssen, so urtheilt, was das für eine Weisheit war, welche den Betrüger in so schmachtvoller Täuschung zu halten vermochte.

Von Jesus aber sagt die hl. Schrift: Er war ihm (dem hl. Joseph) unterthan.

Sehr scharfsinnig sagte Philo, daß, wie derjenige, der die Thiere lenkt, mehr als ein Thier sein muß, so auch derjenige, der die Menschen leitet, billiger mehr als ein Mensch sein sollte. Wenn dem aber so ist, dann bleibt die Frage: Wer mußte derjenige sein, der nicht bloß einen Menschen, sondern einen Gott leitete? Joseph wurde vom Himmel das Kind Jesus übergeben, damit er es errete vor den Nachstellungen des Königs Herodes, damit er es beschütze unter den Gefahren fremder Länder, damit er es begleite auf schwierigen Wegen, durch unbekannte Einsiden, durch dicke Finsternisse, damit er es versehe mit Nahrung, damit er es ausstatte mit Kleidern, Wohnung, und damit er liebevoll für ihn Sorge in allen Armseligkeiten, die er ohne Rücksicht auf seine Verdienste und seine Majestät, wie jeder andere Mensch, auf sich nehmen wollte.

Und ohne Zweifel erfüllte Joseph die ihm auferlegten Pflichten nicht nur als Erzieher, sondern auch als Beschützer des göttlichen Kindes so gut, daß er ihm mit Wahrheit sagen konnte: Du verdankst mir das Leben. Denn obwohl er es ihm nicht gegeben hatte, wie die Mutter, so hatte er es ihm vor denjenigen bewahrt, welche die Schwärter schon gezücht hatten, um es ihm zu nehmen. Wer weiß aber nicht, daß das Leben erhalten ebensoviel oder vielleicht noch mehr ist, als es geben, da „das Leben geben“ ein Werk der Natur, das Leben erhalten aber ein Werk der Anstrengung ist? Sollte aber, sei dem wie ihm wolle, sollte ein Mensch, dem Gott sein Leben verdankte, nicht ein von Gott bevorzugter, ein ihm sehr nahe stehender, ein ihm weit mehr als bevorzugter Mensch sein? „Wer der Beschützer seines Herrn ist,“ sagt Salomon, „der wird verherrlicht werden.“

Wenn die Kirche trotzdem den hl. Joseph Jahrhunderte lang in heiligem Halbdunkel ließ, um erst in neuerer Zeit wieder seine Alltäre mit strahlender Glorie zu umgeben und den Schirmherrn der hl. Familie auch zum Patrone der Familie Gottes, der Kirche selbst, zu erhöhen, so geschah dies in weisester Absicht.

Es gab in der Kirche anfangs einige boshafte Menschen, deren Häuptling der Erzfeind Gerinthus war, die, um einem Mensch gewordenen Gotte neidisch seinen Ruhm zu schmälern, sagten, daß er durch fleischliche Vermischung empfangen worden; und daß er deshalb, sowie er ein wahrer Sohn Mariens, ebenso auch ein Sohn Josephs gewesen sei. Dies war nur eine schreckliche Gotteslästerung, zu deren Widerlegung die Kirche alle Mühe anwenden mußte. Da sie daher einsah, daß, wenn sie Joseph bei dem Volke in großes Ansehen stellte, sie den Gottlosen Veranlassung zu größeren Angriffen geben könnte, um ihren Irrthum unter den Einfältigen zu beschönigen und ihm Ansehen zu verschaffen, was that sie in ihrer Weisheit? Sie wollte sich gerade so stellen, als ob sie dem äußersten Gegentheile beipflichtete, und von Joseph eine geringe und gewöhnliche Meinung zeigen, indem sie ihm äußerlich Vieles vorzog, die ihm innerlich ohne Zweifel an Verdienst nicht gleichstehen konnten. Dies ist die seltene Klugheit, welche der Kirche nöthig war, um Christus seine Ehre unverletzt zu erhalten.

Jetzt aber dürfen wir mit um so größerer Verehrung und Zuversicht unsere Herzen dem Gerechten zuwenden, um ihn, ein Jeder für sich, zum Schutzpatron zu wählen.

Die andern Heiligen vermögen zwar viel bei Gott; doch können sie am Ende nur bitten, nicht befehlen, während er hingegen sich auf einem solchen Standpunkte befindet, daß er, wie Gerson ungescheut behauptete, nicht mehr zu bitten, sondern bloß zu befehlen braucht. Muß man nicht glauben, daß Christus auch im Himmel gegen ihn jene kindliche Liebe, wenn man so sagen darf, und jene kindliche Anhänglichkeit bewahre, die er zu ihm auf Erden hatte? Welchem Zweifel unterliegt es daher, daß er von Joseph jede Bitte wie einen väterlichen Befehl aufnehme, und als solchen sie viel gnädiger und schneller gewähre, als von jedem Andern? Alle sollen ihn daher, Alle sollen ihn zu ihrem Schutzpatron wählen, weil er so vielvermögend ist, daß er uns Allen helfen kann. Es sollen ihn die Priester wählen, um von ihm die Ehrfurcht zu lernen, mit der sie einen Gott täglich in den Händen halten sollen; es sollen

ihn die Verheiratheten wählen, um Ruhe zu finden in ihrem Berufe; es sollen ihn die Jungfrauen wählen, um die Reinigkeit des Leibes zu bewahren; es sollen ihn die Reisenden wählen, um stets einen getreuen Führer auf ihren Wegen zu haben; es sollen ihn die Handwerker, es sollen ihn die Armen, es sollen ihn besonders die durch Unglücksfälle in Nothstand Versunkenen wählen; es sollen ihn die Väter wählen, um ihre Kinder in guter Zucht zu erhalten; es sollen ihn die Hausherren wählen, um ihren Diensthöfen gut vorzustehen; vor Allen aber sollen ihn jene zu ihrem Schutzpatron wählen, die sich in ihrem letzten Stündlein einen leichten Todeskampf wünschen, und die sich deshalb besonders in jene so feierliche und heilsame Bruderschaft vom guten Tode einverleiben ließen. Es hatte Joseph bei seinem Tode auf der einen Seite seines Bettes Jesus, auf der andern Maria stehen. Jesus und Maria segneten ihm in eigener Person die Seele aus; Jesus und Maria schlossen ihm die Augen mit eigener Hand; und wenn er noch, wie es sehr glaubwürdig ist, vor reiner Liebe Gottes starb, welch' andere Worte sollen wir zuletzt in unserem Munde führen, als diese so süßen Worte: Jesus, Maria und Joseph!

#### In Sachen des Prof. Schell

wird neuerdings aus Würzburg mitgetheilt:

Zu den Ausführungen verschiedener Blätter sei bemerkt, daß Herr Professor Dr. Schell durchaus nicht in der offensiven Weise bei seinen letzten Vorträgen gesprochen hat, wie jene Berichte glauben machen. In seiner ersten Rede, die er im Apologetik-Colleg hielt, sprach er trotz augenscheinlich tiefer und schmerzlicher Erregung vollkommen zurückhaltend und maßvoll, wie dies überhaupt seine Weise ist. Er erwähnte ausdrücklich, er sei mit dem Breve des Heiligen Vaters an die Amerikaner durchaus einverstanden und entdecke darin keinen Widerspruch mit seiner Ansicht. Für die Wahrhaftigkeit und Wahrheit werde er stets kämpfen, doch sei er wohl des Irrthums fähig und werde sich in diesem Falle der Autorität, die er vollkommen anerkenne, unterwerfen.

Am Abend sprach er noch ruhiger, trotz des rauschenden Beifalls, der ihm zu Theil wurde, und betonte gleich Anfangs, daß er seinen Gegnern keinen Vorwurf mache, da auch sie nach der Wahrheit ringen. Im übrigen hatte er das Colleg nicht für den Abend angesetzt, wie vielfach falsch bemerkt wurde, sondern er las für sein gewöhnliches Publikum „Religionsphilosophische Zeitfragen“. Der Grundgedanke des ersten Vortrages war: Man werfe ihm vor, er wolle Dogmen im Interesse der Versöhnung von Neuzeit und Kirche beseitigt wissen. Dies stelle er in Abrede. Er habe den Katholicismus als Princip des Fortschritts bezeichnet. Der Katholicismus sei aber mit der Summe der geoffenbarten Wahrheiten identisch; wolle er also eine solche Wahrheit (Dogma) beseitigt wissen, so hieße es einen verstümmelten Kumpf zum Princip des Fortschritts erklären. Im Abendcolleg führte Herr Dr. Schell an: Die Geschichte habe gezeigt, daß auch außerhalb der Kirche der menschliche Geist seine Triumphe gefeiert hat; die Kirche tritt an die vorurtheilsfreie Prüfung fremder Geisteszeugnisse heran und beweist, daß ihr Glaube mit der Vernunft vereinbar sei, wie es der Fall ist; dadurch wird eine befriedigende Lösung der Kulturaufgabe möglich. Soviel zur Berichtigung und Aufklärung. Im Nothfalle liegen, so sagt die „N. P.“, Stenogramme vor, die auch veröffentlicht werden, wenn gewisse Blätter fortfahren, Dr. Schell durch ihre zudringliche Freundschaft zu compromittiren, der von einem Abfall der Kirche nie weiter entfernt war, als jetzt.

\* \* \*

Wer nüchtern den ganzen Verlauf verfolgt hat, wird sich sagen, daß die Index-Congregation sich zu einer so schwerwiegenden Entscheidung gewiß nicht entschlossen hätte, wenn nicht Irrthümer ernstester Art in Schell's Schriften zu rügen wären. Der „Germania“ wird von berufener Seite aus Würzburg geschrieben:

„Schon die Dogmatik und Apologetik Schell's wurden von den Theologen in vielen Punkten beanstandet und zwar von Gelehrten der verschiedensten Richtung; es sei nur darauf hingewiesen, daß ein Thomist, Dr. Gloß-

ner, in Commer's Jahrbuch den Begriff Gottes, wie er von Schell aufgestellt und zur Grundlage seines theologischen Lehrgebäudes gemacht worden war, auf's Schärfste und mit Erfolg bekämpfte, obwohl Schell selber die thomistische Lehre gegen die Auffassung der Jesuitenschule zu vertheidigen vorgab. Professor Schell hat infolgedessen auch seinen neuen Gottesbegriff wieder aufgegeben und spricht nicht mehr davon, daß Gott sich selbst verwirkliche; nunmehr lehrt er statt der vielgepriesenen Selbstverwirklichung nur noch eine, die Selbstwirklichkeit Gottes; aber in seinen Büchern steht bis jetzt noch der frühere Irrthum und in seinen Controverschriften hat er bis heutigen Tages diesen Grundirrtum noch nicht zurückgewiesen, obwohl er in vielen andern Dingen bedeutende Verbesserungen hat eintreten lassen.

Schon seit dem Jahre 1889, als der zweite Band seiner Dogmatik erschien, besprach man die ganze Behandlungsweise der Theologie und verschiedene Behauptungen und unklare Sätze, welche zum Widerspruche und zu wachsenden Bedenken über die Verwendbarkeit seiner Werke für das theologische Studium Anlaß gaben. Die gefährdeten Wahrheiten waren so bedeutungsvoll, daß man allgemein erwartete, es würde der Diöcesanbischof schließlich zum Einschreiten genöthigt sein; die übrigen Bischöfe wollten mit Recht demselben nicht vorgreifen. Da Schell's Werke ohne bischöfliche Druckerlaubnis erschienen, so wurde in einigen bischöflichen Lehranstalten ihr Gebrauch mißbilligt. Daß der Verfasser hierdurch in eine gereizte Stimmung und mißliche Lage gerieth, ist begreiflich.

Nun kam die Erwählung des Professor Schell zum Rektor der Universität, als die Reihe der Besetzung die theologische Fakultät traf. In dieser seiner Stellung glaubte Schell ein Recht und eine Pflicht zu besitzen, die wissenschaftlichen Kreise, welche zu Hettinger's und Hergegenröther's Zeiten die Theologen zum Rektorat gar nicht mehr zulassen wollten, weil die Theologie gar keine Wissenschaft im modernen Sinne sei und in den heutigen Inbegriff und Fortschritt wissenschaftlicher Forschung nicht passe— eines besseren zu belehren und sogar vom Ge-

gentheil überzeugen zu sollen. Er gab also eine Broschüre heraus: „Der Katholicismus als Princip des Fortschritts.“ Schnell hätte gerne im Voraus für dieselbe eine Billigung und Parteinahme weiterer Kreise gesehen. Da er aber keine theologische Schule oder Richtung in Deutschland fand, welche ihm beipflichtete, so suchte er für diese Pflicht anfänglich politische Kreise zu interessiren, insofern und in dem Falle, als sie sich für die Forderung politischer Parität verwenden lasse, weil darin auch die Ebenbürtigkeit und Freiheit der Ueberzeugung eines gebildeten Katholiken mit der des Protestanten nachgewiesen, ja der Katholicismus sogar als Princip des Fortschritts bewiesen sei.

Nachdem aber die Männer der Politik sich weigerten, diese Schrift als Stütze ihrer parlamentarischen Thätigkeit anzuerkennen, so suchte Schell seine theologische Stütze in Cardinal Manning und dessen Unionismus. Die scharfen Angriffe, welche diese Schrift enthielt, brachte ihr mancherlei Gegner, mit welchen Schell scharfe Abrechnung hielt oder halten ließ. Nur die Jesuiten, welche am schärfsten angegriffen waren, schwiegen in nobler Weise. Dies ließ sich aus dem Uebermaß der Beschuldigungen und aus der offenen Gehässigkeit erklären, mit welchen der Angriff auf sie erfolgt war. Weniger begreiflich erschien das Schweigen der Bischöfe; denn alle die Anklagen über verkehrte Behandlung des theologischen Studiums, Vernachlässigung der Erziehung in den Seminarien, vollständiger Verkehrtheit in der religiösen Bildung des Volkes gingen doch eigentlich gegen den gesammten deutschen Episcopat. Als die Dinge sich so zugespitzt hatten, daß der Diöcesanbischof diese planmäßige Revolutionirung des Klerus und des Volkes nicht länger hätte mehr dulden können, wurde er als Erzbischof nach München versetzt und überließ seinem Nachfolger im Mai v. J. die ganze Anlegenheit gänzlich unberührt und ohne den leisesten präjudizirlichen Vorgang.

Ende Juli vorigen Jahres, also einige Wochen nach seiner Consecration brach das Geschwür auf, indem einige Weisecandidaten erklärten, daß sie auf Grund der Vorlesungen Schell's an die Ewig-

keit der Höllestrafen nicht glauben, also auch dieselben zu Lehren sich nicht verpflichten könnten. Bischof Schlör versuchte dann durch mehrfaches, persönliches, höchst entgegenkommendes Verfahren für die akademische Lehrthätigkeit des Professors beruhigende Zusicherungen zu erlangen, was ihm auch gelang.

Nun war auch Schell's Schrift erschienen: „Die neue Zeit und der alte Glaube“, welche die unkatholische Auffassung der Pflichten eines Katholiken und eines akademischen Lehrers der Theologie überhaupt in einem solchen Lichte erscheinen ließ, daß die kirchlichen Behörden nicht mehr unthätig sein konnten. Das Ordinariat Würzburg forderte zur Verantwortung auf, warum die bischöfliche Druckerlaubnis nicht erhalten worden sei; der päpstliche Nuntius forderte Erklärungen über verschiedene Lehrpunkte. Professor Schell scheint damals schon die Gefahr geahnt zu haben, daß seine Schriften auf den Index kämen; denn er eröffnete, wie erzählt wird, sein Colleg im vorigen Herbst mit dem Bemerkten, daß die Theologen ihm vertrauen sollten, es seien Werke sogar der besten Theologen schon auf dem Index gestanden, aber später wieder gestrichen worden.

Inzwischen war es klar geworden, daß Schell in Kardinal Manning keine hinreichende Deckung finden konnte, er suchte sie also im offenen Anschluß an den sog. Amerikanismus. Mit der Beurtheilung dieses Systems mußten auch die Werke Schell's verboten werden, da er in Deutschland unter allen Gelehrten der einzige bedeutende Vertreter desselben ist.

---

### Ein Stationsbesuch in der Kirche zu den hh. Aposteln in Rom.

---

Rom, 10. März.

Die „Station“ bedeutet hier in Rom sowohl eine Kirche, wie die kirchlich festgesetzte Zeit zu religiöser Zusammenkunft der Christengemeinde daselbst, um gemeinsam und feierlich die Gräber oder die Reliquien der Märtyrer zu verehren. Im christlichen Alterthum begab

das Volk sich in Prozession dahin, und Papst und Priesterthum nahmen Theil.

Weil diese Sitte aus den ersten Jahrhunderten der Kirche stammt und früh zur Heiligung der Fastenzeit diente, sind zu römischen Stationskirchen ausnahmslos die altbestehenden Gotteshäuser gewählt worden. Die Begräbnißstätten der Märtyrer, über denen diese Kirchen errichtet wurden, waren in den Katakomben, d. h. außerhalb der eigentlichen Stadt, und so finden wir die Stationskirchen fast alle außerhalb der Stadtmauern oder doch in der äußersten Peripherie des alten Roms. Manche sind das ganze Jahr über geschlossen und werden nur am Tage des Patrociniums oder an dem der „Station“ geöffnet. An diesen Tagen sind die Zugänge belebt, denn die Andächtigen aus der Stadt und mehr noch die katholischen Fremden strömen dort zusammen und halten durch diesen Gebrauch noch die alte Übung aufrecht, soviel sie auch vom einstigen Glanz verloren hat. Ihnen folgen aber auch viele, die nur Neugierde zu den selten geöffneten Kirchen führt. Die altherwürdigen Bauten haben noch manche Denkwürdigkeiten bewahrt, so viele der alten Kunstschätze auch den Umbauten oder den Restaurierungen zum Opfer fielen. Diese Denkwürdigkeiten locken die Neugierigen an, von denen leider nur wenige Verständnis für die kirchliche Bedeutung der Station haben. Während die Neugierigen jedem interessanten Stein und Mosaik, jeder Inschrift nachspüren, tragen die über der Station Bedeutung Unterrichteten absichtlich oder unabsichtlich gegen die Zeugen vergangener Zeiten Gleichgültigkeit zur Schau. Dies führt zu Mißdeutungen, so begreiflich auch die Rechtfertigung der Thatsache ist. Man sagt sprichwörtlich, wer Rom in seiner Vielseitigkeit fassen wollte, müßte sieben Köpfe haben. Da man gewöhnlich aber nur einen hat, und auch nicht mehr Herzen, so wendet der Katholik in erster Reihe sich dem christlich-kirchlichen Rom zu. In dem ewigen Roma zieht ihn mehr noch als die klassischen Stätten und die Denkmäler der geweihte Boden an, den die Apostel betraten, den das Blut von Tausenden von Märtyrern geweiht hat. Zu ihm zieht ihn nicht nur Zu-

teresse, sondern Liebe, und diese Liebe verknüpft ihn mit der christlichen Vorzeit, macht sie ihm lebendig und gesellt ihn brüderlich zu dem einfachsten Pilger, der Rom zum Ziele frommer Wallfahrt macht. Deshalb braucht er aber das Rom der Kaiser und das Rom der Renaissance nicht zu mißachten. Die verhältnißmäßige Gleichgültigkeit mancher Katholiken gegen dieselbe führt, wie oben bemerkt, zu Mißdeutungen. Wir dürfen mit dem Interesse nicht kargen, das auch wir für die Geschichte und Kunst des alten Rom hegen und das Verständniß der neueren Kunstepochen muß uns Rom um so näher rücken, weil diese auf katholischem Boden erwachsen sind und ihr Inhalt, soweit er religiös ist, uns viel vertrauter ist als z. B. unseren protestantischen Landsleuten, denen von Haus aus unter anderem die Heiligengeschichte, diese Fundgrube der italienischen Maler für ihre schönsten Inspirationen, eine terra incognita bleibt.

Ich darf das Thema nicht weiter ausführen, will ich mich nicht zu lange von der mir gestellten Aufgabe entfernen, einen Stationsbesuch zu schildern.

Am 24. Februar ist die Station der Fastenzeit in einer Kirche inmitten der Stadt. Da ihr Besuch mithin leichter ist, fanden wir den Weg zu dieser großen Kirche der hh. Apostel von Besuchern der verschiedensten Art belebt. Die Kirche bildet nebst dem zu ihr gehörigen Palast nun einen Teil des großen Gebäudekomplexes, der als Palast Colonna benannt wird. Das Fürstenhaus der Colonna, dem früher in dieser Stadtgegend noch eine ganze Straße mit Befestigungen gehörte, vereinigte den Palast, der zur alten Apostelkirche gehört hatte, mit dem Prachtbau, den es im Laufe von drei Jahrhunderten vergrößerte und vervollständigte. Wenige Räume, die im 14. Jahrhundert schon bestanden, sind um ihres künstlerischen Schmuckes willen erhalten und unverändert so geblieben, wie sie zur Blütezeit der Frührenaissance bestanden. Damals bewohnte sie Kardinal Julianus della Rovere, der spätere Papst, der trotz seines kriegerischen Sinnes und weltgewaltigen Herrschergeistes die Künste des Friedens in jeder Weise förderte.

Sanfovino, Bramante, San Gallo, Leonardo und Michelangelo standen schon in seiner Gunst, als er noch Kardinal war, und er gewann sogar für Ausmalung einiger Seitenkapellen in Santa Maria in Popolo, die eine Art Familienkirche für die Rovere bildete, den glanzvollen Pinsel des Pinturicchio, so sehr dieser durch Aufträge von Alexander VI. an den Vatikan gefesselt war. Auch die Zimmer, die Kardinal Julianus in dem Palast bei S. Apostoli bewohnte, sollen von Pinturicchio ausgemalt sein, jedenfalls wurde der noch bestehende Schmuck unter der Leitung dieses Meisters ausgeführt.

Der Haupttheil des heutigen Palastes Colonna ist von der Straße oder vielmehr vom Platze S. Apostoli aus nicht sichtbar, denn den Abschluß eines zweiten Hofes vor demselben bildet eine zweistöckige Gallerie, die mit einem Pavillon an ihrem Südbende abschließt. An das Nordende der Gallerie schließt sich der Portikus an, der der Westseite der Kirche vorgebaut ist. Von ihm aus öffnen sich die Eingänge in die drei weiten Schiffe der Kirche, die genau orientiert ist, wie der früher bestehende Bau es auch war. Eine hochgewölbte Tribuna erhebt sich über dem Eingange zur Krypta, zu der, wie in St. Peter, eine Doppeltreppe hinabführt. Der säulengeschmückte Hauptaltar steht über dieser Krypta.

Die Krypta birgt die Reliquie eines Apostels, des h. Philippus. Lange war der Ort unbekannt, wo sie schon seit Erbauung der ältesten Kirche bewahrt wurde. Diese war durch einen Brand zerstört worden, und man hatte unter dem Schutt das Gewölbe, wo die Reliquie geborgen war, nicht mehr gefunden und es später vergessen. Ein glücklicher Zufall führte erst vor etwa 26 Jahren zur Wiederauffindung. Die Freude und Verwunderung darüber war groß. Am 1. Mai, dem Feste der hh. Philippus und Jakob, desselben Jahres, wurde die Reliquie des Fußes des h. Philippus an eine neugerichtete Stätte feierlich übertragen und zur Verehrung der Gläubigen ausgesetzt. Ich erinnere mich noch des tiefen Eindruckes, den bei diesem Anlaß ein Schismatiker empfing, und zwar durch die

schlichte Antwort, die ihm einer der Franziskaner-Konventualen gab, welche die Kirche versehen. Dieser Herr hatte, obgleich er in seiner eigenen Kirche, der russischen, an Heiligen- und Reliquienverehrung gewöhnt war, sich doch skeptisch bei diesem Anlaß geäußert und den Franziskaner gefragt, ob er die Verehrung, wie einige sie mit Berührung bezeugten, für gerechtfertigt halte: „Gewiß,“ war die Antwort, „wenn Sie bedenken, daß unsere Lippen den Fuß berühren, den bei der Fußwaschung der Heiland selbst berührt hat.“

Natürlich gilt nun wieder bei der Station die Hauptverehrung eben dieser Reliquie. Schaaren von Jünglingen der verschiedenen Priestercollegien fremder Nationen betreten mit uns die Kirche. Sie eilen unverweilt der erleuchteten Krypta zu. Auch uns fesselt die Kirche nicht so lange wie sonst. Es ist, als hastete ihr noch etwas Weltliches störend an, durch die Erinnerung an die Aufführung von Perosi's Oratorium, der wir im letzten Dezember hier anwohnten. Sie war damals zu einem grandiosen Concertsaal umgewandelt worden, mit Purpur und Goldvorhängen vor dem Hauptaltar, elektrischem Licht in allen Kapellen und dem Hauptschiff, und Ehrenplätzen für die Cardinäle an der Ballustrade der Krypta. Der Inhalt des Oratoriums oder sein religiöser Text und sein Titel, sowie der priesterliche Stand der Composition schienen die Aufführung in einer Kirche wie S. Apostoli zu rechtfertigen. Da uns aber die Musik viel zu dramatisch anmuthete, wir kaum einen der Vorzüge, und gewiß nicht den Charakter streng kirchlichen Stiles darin fanden, und uns der laute, übertriebene Beifall verletzete, der genau, wie es bei italienischen Theaterbesuchern üblich ist, gespendet wurde, und sogar bei der ergreifenden Scene vom Tode Christi die Wiederholung stürmisch verlangte, so wäre es uns lieber, die Kirche hätte nicht zu diesem Zwecke gedient.

Aufdringlicher als sonst störte uns heute der barocke Schmuck, der zum Concertsaal gepaßt hätte, fromme Stimmung aber nicht zu erwecken vermag. Umsomehr fanden wir diese in der Krypta. Dort spendeten die bescheidenen Wachskerzen gedämpftes Licht vor den Nischen

mit den Reliquienstücken der Kirche. Langsamem Schritte zogen die jungen Priester und Priesterzöglinge der verschiedensten Nationen von dem einen der Ostensorien zum andern, da und dort länger verweilend, wo der Name eines Blutzeugen, den sie besonders lieben, ihnen in die Augen fiel. Männer jeden Standes und Alters schlossen sich ihnen an, leise Gebete sprechend. Frauen und Kinder knieten vor den Schreinen, oder suchten aus Verehrung mit kleinen Kreuzen und Medaillen die Reliquien zu berühren. Die Steinumfassung, welche die neue Stätte der Apostelreliquie bezeichnet, war von Rosen und Palmzweigen umkränzt. Heller Lichtglanz flammte zwischen den Blättern und Blüten, wie ein Sinnbild der innigen Bitte und der Lobgefänge, die lebendig in frommen Herzen glühen. Ob die Neugierigen, die auch hier nicht fehlten, mehr als eiteln Schmuck in dieser sinnbildlichen Huldbigung sahen? Die Wenigsten entdeckten in der innersten Kapelle ein Grabdenkmal von besonderer Schönheit, an dem übrigens auch die Pilger gleichgültig vorüberzogen. Da sie bessere Andenken zu ehren hatten, als das hier in Stein gegrabene, sei es ihnen nicht verdacht. Die Kunstfremde, zumal die Bewunderer der Frührenaissance, seien aber auf dies edelgeformte Denkmal aufmerksam gemacht. Julianus della Rovere ließ es noch als Cardinal für einen Bruder von Sixtus IV., Masale della Rovere, errichten. Der Meister ist nicht sicher bekannt, aber das ausdrucksvolle Gesicht des auf dem Sarkophag liegenden Todten mit den weichen Zügen läßt auf die Hand Minos da Fiesole schließen, der ja auch an den berühmteren Grabdenkmälern in der Oberkirche theilhaftig war.

Künstlerischen Werth haben in der Unterkirche auch die geschmackvollen Fassungen aus Gold und Silber, die um die Reliquien prangen. Selbst dem Auge des Andächtigen, der die Fassung wenig beachtet, bleibt doch der erhebende Eindruck, daß nicht nur eitel kostbares Metall, sondern das Beste was die Zeit geben kann: ihre Kunstfertigkeit, zu der Ehrung heiliger Andenken herbeigezogen wurde. Erst die Neuzeit hat Fabrikarbeit dazu bestimmt.

Nachdem wir die Krypta verlassen, weilten

## Eine Prämie.

wir noch eine Zeit lang in der Kirche, die in großartigen Verhältnissen Anfangs des 18. Jahrhunderts erneut wurde. Das bunte Durcheinander barocker Fresken in den Gewölben verwirrt aber das Auge trotz der schönen Architektur. Schöne Grabdenkmäler im Chor, theilweise von Mino, und das große Denkmal Clemens XIV. (Ganganelli) von Canova wirken dagegen wohlthuend. Bis zum Brande, der die alte Kirche zerstörte, sah man hier berühmte Fresken von Melozzo da Forli (+ 1494). Die musizirenden Engel in der Sakristei von St. Peter sind Reste davon. Die Photographie hat sie weltbekannt gemacht. In der Darstellung dieser himmlischen Wesen, die ihre Anbetung durch die Musik aussprechen, ist noch nichts von der süßen Weichheit, die später als ein Attribut überirdischer Wesen rechtsgültig wurde. Der großartige Christus, der zu diesem Bildercyclus gehörte und auch gerettet wurde, befindet sich über dem Ausgang zur großen Treppe im Quirinal.

Wer diese Schöpfungen der Renaissance in Vergleich bringt zu den Barockgemälden aus einer Zeit, wo die Schrankenlosigkeit den Mangel religiösen Inhalts decken sollte, fragte sich verwundert, weshalb jeder Kunstblüthe immer wieder die Decadenz auf dem Fuße folgt?

Die Gedanken, welche sich an diese Frage knüpften, beschäftigten uns bis wir vor dem Sakramentsaltar im linken Seitenschiff anlangten, um dort unseren Stationsbesuch abzuschließen. Hier bewahrt man auch eine Reliquie der h. Elisabeth von Thüringen. Wie heimathlich mutet uns ihr Gedächtniß an! Heimathlich nicht nur in Beziehung auf Deutschland, an die waldbigen Höhen und grünen Thäler Thüringens, an die legendengeschmückte Wartburg, die wir erst im vorigen Sommer besuchten, um die Spuren der teureren Heiligen aufzusuchen und uns zu erquicken an den Fresken Schwinds, die uns Elisabeths wunderliebliche Gestalt in allen Lebensphasen zeigen. Das Heimatsgefühl vor ihrem Schrein in SS. Apostoli entsteht auch aus der Erinnerung an ihre Zeit, die jeden von uns wie ein Stück der eigenen Jugend annutet, so tief hat sie sich der Herzen bemächtigt.

Unter unsern zahlreichen Lesern im ganzen Lande sind gewiß recht viele tieffromme Seelen, Männer und Frauen, Mädchen und Jünglinge, die es sich zur höchsten Ehre anrechnen, die liebe Mutter Gottes zu verherrlichen. Ein guter Weg hierzu bietet sich diesen sicherlich dadurch, daß sie mithelfen, die schöne Monatschrift zur Verherrlichung der Allerheiligsten Jungfrau, der Mutter Gottes vom Berge Karmel, zu verbreiten. Dadurch wird der Eifer für Maria angefeuert und immer mehr Herzen zu ihrem frommen Dienste und zur Verbreitung ihres Skapulieres herangezogen. Sicherlich ein verdienstreiches und lobenswerthes Werk. Zumal die schöne „Mundschau vom Berge Karmel“ die **einzigste deutsche Marienschrift** ist, welche in Amerika erscheint. Helfet zur größeren Verbreitung derselben; denn sie sollte in keiner Familie fehlen, wo die liebe Mutter Gottes angerufen wird.

Für solchen frommen Dienst wollen wir uns auch erkenntlich zeigen. Wer uns die Namen und Abonnementsbeträge für **3 neue Leser** einsendet, erhält als Prämie

### ein hübsches Gebetbuch,

fein in Leder gebunden, mit reichem Goldschnitt. Dasselbe eignet sich vorzüglich zu einem Geschenke für Festtage, namentlich für den Tag der Erst-Kommunion.

Die Himmel erzählen die Herrlichkeit Gottes, und das Firmament verkündet die Werke seiner Hände! und in seiner Dankbarkeit und Liebe greift der Mensch unwillkürlich nach diesen Werken, um sich daraus die Werkzeuge der Verehrung ihres Urhebers zu machen.

Bringt man den katholischen Cultus auf seinen kürzesten und wesentlichsten Ausdruck, wie er am einfachsten ist und wie er sich gerade bei dürftigen Umständen zeigt, so hat man ein wenig Brod, ein wenig Wein und vier Worte aus dem Munde eines Priesters, — die hl. Messe, die Seele des ganzen Gottesdienstes, auf die sich Alles zurückführen läßt.

## Das Befinden des heiligen Vaters.

Papst Leo XIII. hat mit Gottes Hilfe die Krankheit, die Schlimmes befürchten ließ, soweit überstanden; ja, man darf annehmen, daß der hl. Vater bei dem stets fortschreitenden Wohlbefinden ganz bald wieder in der gewohnten Weise die umfangreichen Geschäfte in der Leitung der Kirche übernehmen wird. Ein Hauptfaktor, der dem 89jährigen Greise auf St. Peter's Stuhle bei der Ueberwindung der Krankheit zu statten kam, ist die eiserne Energie, die ihn auch im hohen Greisenalter nicht verläßt. Dazu kommt, daß Papst Leo XIII. während seines ganzen Lebens eine streng geregelte, nüchterne Lebensweise geführt hat, die ihn vor den vielen Gebrechen, die ein so hohes Alter mit sich bringt, bewahrt. Mens sana in corpore sano (ein gesunder Geist im gefunden Körper). Dieses Wort paßt ganz besonders auf den Jubelpriester in Rom. Leo XIII. gibt sich selbst der Hoffnung hin, daß er ein ungewöhnlich hohes Alter erreicht; auch sein Vater ist 95 Jahre alt geworden. Die hagere Gestalt des Papstes ist wohl jedem zum mindesten aus den Abbildungen bekannt. Wie der „Gaulois“ jetzt zu melden weiß, soll einst Pfarrer Rneipp gesagt haben, nachdem der hl. Vater die angefangene Kneippkur wieder aussetzte: „Er kann 100 Jahre alt werden: er ist ein glücklicher Mensch, denn er hat keinen Körper.“ Auch sonst wissen die Zeitungen viel über die Lebensweise des Papstes zu berichten. Es werden dabei manche lustige Stückchen zum Besten gegeben. — So veröffentlichte die „Frkf. Ztg.“ vor Kurzem ein Feuilleton ihres römischen Correspondenten, das einige Anekdoten aus dem Leben des Papstes wiedergibt. Wir entnehmen daraus das Folgende:

Besonders viel belacht wurde ein Fall, der vor einem Jahre passirte. Papst Leo war wieder einmal stark erkältet, sein Leibarzt Lapponi verordnete ein Pulver. Mittags fand eine größere Ceremonie statt, und der Papst sprach mehr, als es Lapponi lieb war. Um ihm zu warnen, hustete Lapponi, der bei

jeder größeren Ceremonie in der Nähe des Papstes weilt, mehrere Male. Nach Beendigung der Feier wankte Leo seinen Leibarzt zu sich heran und gab ihm lachend das Pulver zurück. „Lieber Doktor helfen Sie sich doch selbst; Sie scheinen ja mehr zu husten, als ich!“

Der Papst will, wenn er krank ist, stets alle Zeitungen lesen. Will man ihm die Zeitungen vorlesen, um ihn eventuell zu täuschen, so richtet er sich plötzlich auf und reißt dem Monsignore Angeli, einem Hausprälaten, das Blatt aus der Hand.

Er ist zwar ein eifriger Zeitungsleser, aber er kann es der Presse nicht verzeihen, wenn sie sich mit seinen Plänen und Projecten befaßt oder sogar, bei irgend einer Aemtervacanz, oder vor einem Consistorium, schon die möglichen Candidaten prüfend bespricht. Schon manch ein Cardinals-Candidat, der sich auf den Purpur gehofft hatte, verlor jede Aussicht, weil befreundete Zeitungen ihn zu voreilig zum Cardinal ernannt hatten. Der Papst wollte eben zeigen, daß er sich in seinen Entschlüssen durch Niemand beeinflussen lasse.

Die Sparsamkeit des Papstes ist bekannt. Nur in einem Punkte ist Leo XIII. nicht sparsam, und daran ist seine Eigenschaft als Dichter schuld. Er pflegt beim Dichten recht mechanisch mit dem Federhalter zu spielen, und mit unfehlbarer Sicherheit geräth dann die Feder regelmäßig mit seiner weißen Soutane in Berührung zum größten Entsetzen seines treuen Kammerdieners Pio Centra, der so wie so schon Mühe hat, die Spuren des Schnupftabaks aus den weißen Gewändern zu tilgen. Und nun noch die Tintenflecken! Oft schon kam es vor, daß kurz vor einer großen Audienz die Dichtkunst einen neuen Tintenleckers hervorbrachte, und daß sich dann nur mit Mühe ein reines Kleid herbeischaffen ließ.

Papst Leo XIII. ist ein sehr mäßiger Mann. Die Frugalität seiner Mahlzeiten ist sprichwörtlich geworden. Als er sich, nach seiner Wahl, zum ersten Male der Etikette gemäß.

allein zu Tische setzte, war er nicht wenig erstaunt, als er sah, daß ein Gang mehr aufgetragen wurde.

„Was soll das heißen!“ fragte er den verlegenen Kammerdiener.

„Verzeihung, Heiligkeit,“ stotterte dieser, „aber ich dachte, daß, da Euere Eminenz jetzt Heiligkeit geworden sind, würden Heiligkeit eine Aenderung wünschen.“

„Dann meinen Sie wohl“, entgegnete der

neue Papst, daß Papst Pecci einen anderen Magen habe, als Cardinal Pecci.“

Von diesem Tage an war das alte Regime wiederhergestellt, Anspruchslosigkeit ist es auch, daß Papst Leo, der doch im Vatikanpalaste 11,000 Zimmer zur Verfügung hat, keinen eigentlichen Speisesaal besitzt, sondern immer dort speist, wo er sich gerade befindet, sei es nun in seiner Bibliothek, im Wohn- oder Empfangszimmer.

Aus Paris wird gemeldet :

Mgr. Clari, der gestorbene päpstliche Nuntius, stammte aus der Vaterstadt des Grafen Mastai-Ferretti, späteren Papstes Pius IX., Sinigaglia, wo er am 9. September 1836 geboren war. Nach glänzenden Studien in Rom, welche mit der Erwerbung des Doctortitels in der Theologie und in beiden Rechten schlossen, stieg er bald zu hohen kirchlichen Aemtern auf. Pius IX. und Leo XIII. verwandten ihn mehrfach bei wichtigen Geschäften. 1882 wurde er Bischof von Amelia, 1893 Bischof von Viterbo. Im September 1896 wurde er zum Nuntius in Paris ernannt, als Nachfolger Ferrates, und alsbald berührte auch ihn nahe das bedeutendste politische Ereigniß in Frankreich aus den letzten Jahren, der Besuch des Zaren Nikolaus II. in Paris. Nikolaus II. erwies dem neuen päpstlichen Nuntius damals besondere Aufmerksamkeit.

Das Dogma der unbefleckten Empfängniß hat zur Voraussetzung die beiden Grundwahrheiten des Christenthums: die Erbsünde und die Gottheit Jesu Christi! Deshalb bäumte sich dieser Geist auf und wollte uns vernichten, und deshalb seine Wuth, die noch fortdauert.

Läßt uns unaufhörlich beten und kämpfen, damit alle Gläubigen, Bischöfe, Priester und Laien, in geschlossener Einheit und unverbrüchlicher Einigkeit fest stehen gegen alle Pläne und Angriffe der Feinde der Kirche.

Wie der heilige Vater uns sagt, ist der Rosenkranz von der Mutter Gottes dem heil. Dominikus gegeben, um durch das Gebet des Rosenkranzes zu erlösen, daß die gefährliche Sekte der Abigenfer nicht weiter um sich griffe, sondern die Verirrten zurückgeführt würden zur Kirche. Wenn der heilige Vater uns jetzt so eindringlich auffordert, das Gebet des heiligen Rosenkranzes zu pflegen, sollten wir da nicht annehmen, daß die Mutter Gottes uns zum zweiten Male diesen überaus herrlichen Sieg schenken würde? Also die Rückkehr unserer verirrten Brüder in den Mutter Schooß der heiligen Kirche, — das ist der Zielpunkt unseres Bittens, und in diesem Sinne bitten wir um den Frieden.

Es ist also wirklich wahr, was die heilige Kirche in den Tagen des Rosenkranzfestes sagt, ihr seien durch das Rosenkranzfest unzählige Gnaden zugeflossen. Wir lesen im 1. Buche der Könige: „Und David sprach zu Abimelech: Hast Du nicht ein Schwert zur Hand? Und der Priester antwortete: Siehe, da ist das Schwert Goliaths, den Du erschlagen hast im Terebintenthale; willst Du es nehmen, so nimm es, denn es ist keines, das ihm gleich ist!“ — David nahm es und der Sieg ging vor ihm her und folgte ihm nach, und seine Siege waren glorreich.

Während eines Aufruhrs der Natur, wenn er sich irgend einer Gefahr ausgesetzt sieht, glaubt der Mensch immer an etwas.

## Das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit.

Der berühmte französische Kanzelredner und Bischof Bossuet (gest. 1704) ließ einst in der Seitenkapelle einer Klosterkirche eine große Weihnachtskrippe aufstellen und machte sich eine Freude daraus, die Arbeit persönlich zu leiten.

Es war gerade der Vorabend des Weihnachtsfestes, als er den vier bei der Aufstellung dieser Krippe beschäftigt gewesenem Arbeitern den Lohn darreichte. Während dies geschah, sah er die Arbeiter freundlich an und sprach: „Um Euch auch eine Weihnachtsfreude zu machen, habe ich mir ausgedenkt, selbe euch selbst wählen zu lassen.“

Die Handwerker staunten und sahen freudig nach dem Tische, über den ein Tuch ausgebreitet lag.

Der Bischof warf es zurück und sagte: „Hier seht ihr vier Goldstücke und vier Bücher. Jeder von euch hat das Recht, sich entweder ein Goldstück oder eines dieser Legendenbücher als Weihnachtsgeschenk auszuwählen.“

Der Erste griff bald hastig nach dem Goldstücke und ließ das Legendenbuch liegen mit dem Bemerkten: „Das Legendenbuch nützt mir doch nicht viel, da ich nicht gut lesen kann.“

Auch der Zweite griff nach dem Goldstücke mit der Bemerkung, daß er sich mit demselben einen warmen Rock zum Schutze gegen den Winterfrost kaufen könne.

Auch der Dritte nahm das Goldstück unter den lebhaften Ausdrücken einer gewissen Befriedigung bekennend: Hierfür kaufe ich mir Winterholz.

Die drei Heiligenlegenden blieben liegen.

Nun kam der vierte Handwerker an die Reihe, der seinem Ansehen nach ein Jüngling war. Schüchtern blickte er auf das schöne

Goldstück, bald auf das kostbar gebunden: Legendenbuch. Endlich sprach er zagen: „Ich habe daheim eine alte blinde Mutter, die sehr arm ist und sich mit dem Gelde auf einige Zeit gütlich thun könnte, aber sie ist auch sehr religiös, und es wird ihr die höchste Freude sein, wenn ich ihr in den langen Winterabenden von den lieben Heiligen manch Erbauliches vorlese.“

Dem Bischofe standen, als er diese Worte hörte, Thränen in den Augen.

Er reichte dem guten Sohne das Legendenbuch aber indem er es im reichte, öffnete er es, und siehe da — in die vordere Decke desselben waren sechs Goldstücke eingestekt.

Wie staunte der junge Mann, und wie erstaunten und ärgerten sich die drei übrigen Handwerker, als der Bischof nun auch die drei anderen Bücher öffnete, deren jedes ebenfalls sechs Goldstücke enthielt und dann sprach: „Sehet, ich wollte euch prüfen, ob ihr das Geistige dem Irdischen vorziehen werdet. Drei von euch haben es nicht gethan, da ihnen das Geld lieber war, als ein Buch voll ernster und weiser Lehren für das Seelenheil. Ich wollte euch aber auch den Spruch unseres Heilandes im kleinen Maßstabe zeigen, welcher lautet: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit und Alles Uebrige wird Euch hinzugegeben werden.“ Denn sehet, in einem jeden dieser Legendenbücher waren sechs Goldstücke für den Empfänger eingefügt.

Die drei so irdisch gesinnten Handwerker gingen beschämt und unzufrieden von dannen, während der gottesfürchtige, seine arme blinde Mutter kindlich liebende Jüngling in die Knie sank und den bischöflichen Segen für sich und seine Mutter erhielt.

Der heilige Pius V., einer der größten Päpste, die die Kirche regiert haben, betete jeden Tag den Psalter, ohne daß die vielfachen Geschäfte des päpstlichen Amtes ihn davon abhalten konnten.

Man erzählt, die heilige Cäcilia, vom Orden des heiligen Dominikus, habe immer ihren Rosenkranz in den Händen gehabt, und nach dem Tode hätten ihre Hände einen Rosengeruch ausgeströmt.

## Aus sturmbewegten Tagen.

Episode aus dem Appeller Krieg. (1529—1531.)

(Fortsetzung.)

### 2. Vom Feinde umgarnt.

**E**dlibach hatte Zürich am späten Abende erreicht. Sofort ritt er auf das Rathshaus, um über seine Sendung Bericht zu erstatten. In der Frühe des andern Morgens war außerordentliche Rathsführung; auch Zwingli wohnte ihr bei. Erst gegen Mittag kam Edlibach vom Rathhause heim. Er legte Halskrause und Kette auf den Tisch und sagte zu Regula, der alten Magd, die ihm behilflich war, das bequeme Hauskleid anzulegen: „Rufe mir Wolfgang!“

„O der junge Herr Kolin wird gleich hier sein“, sagte die Alte. „Er war die ganze Zeit sehr gespannt, was ihm der Herr Säckelmeister aus den Kantonen für eine Zeitung bringen werde. Der Herr hätte ihm auch heute früh — doch nein, ich will nichts sagen, Amtsgeschäfte gehen vor, und gar so wichtige! Man munkelt ja, der Zwingli habe es durchgesehen, daß nun einmal Krieg sein müsse“, — hier machte das neugierige Mütterchen eine Pause, und als statt einer Antwort ein strenger Blick des Rathsherrn sie traf, sagte sie: „O ich wollte den Herrn Säckelmeister nicht ausshorchen; übrigens weiß der Herr, daß die alte Regula nicht eine von denen ist, die alles an die große Glocke hängen. Nein, nein, das thu' ich nicht“; so redend eilte sie von dannen.

Bald ging die Thüre wieder auf, und ein schlanker Jüngling von kaum zweiundzwanzig Jahren trat ein, in der That eine frische, lebensvolle Erscheinung. Edlibach reichte dem Jünglinge schweigend die Hand, und dieser fragte hastig: „Was bringt Ihr mir Gutes von Zug?“

„Den Krieg“, war die kurze Antwort.

„Unmöglich!“ rief Wolfgang; „mein Vater kann den Untergang der Schweiz nicht wollen.“

„Und doch wählt er den Krieg. Setze dich, ich will dir alles erzählen.“ Der Patricier zog den Jüngling an seiner Seite auf einen

Stuhl. Dann setzte er ihm auseinander, wie die fünf Kantone um keinen Preis die Predigt des Evangeliums gestatten wollten; wie dieselben, was sein eigener Vater eingestanden, den alten Bünden entgegen, sich mit König Ferdinand eingelassen, offenbar um das neue Evangelium mit Stumpf und Stiel auszurotten. Zwingli habe ja auch am letzten Sonntage gepredigt, „nicht dem Großtürken, nicht dem Woitwoden gelte die Rüstung des Deisterreichers, sondern der Bekämpfung des gemeinen evangelischen Wesens“. „So geht denn“, schloß der schlaue Züricher, die „Einheit und wohl auch die Freiheit der Schweiz, für welche unsere Väter so viel Blut vergossen, an dem Starrsinne der Waldstätte zu Grunde — wenn nichts Zürichs rasches Handeln und scharfes Schwert Rettung bringt. Die Lehre Zwingli's will ich dir nicht anpreisen; so viel ist gewiß, er hat sie im öffentlichen Religionsgespräch aus der göttlichen Schrift erwiesen. Daß im päpstlichen Regimente mancher Mißbrauch herrscht, auch vieles sich auf eitel Menschenvort gründet, wird kein Vernünftiger bestreiten. Und doch soll um dieses Pfaffen-truges willen das Vaterland geopfert werden!“

Die Worte Edlibachs weckten einen mächtigen Sturm in der Brust des Jünglings. Ob schon mitten im Glaubensstreite aufgewachsen, war ihm nie die Ahnung gekommen, daß dieser eine so ernste Gestalt annehmen werde. Mit vielen hatte er bis dahin die Hoffnung gehegt, die Parteien würden sich ausöhnen; das Falsche und Unwahre, welches sein klarer Verstand in der Lehre Zwingli's erkannte, werde ausgeschieden und verlassen; aber auch auf der andern Seite mußten die Mißbräuche, welche die Kirche Gottes entweder wirklich entstellten oder ihr in jenen Tagen massenhaft angedichtet wurden, beseitigt werden. Diese Ansicht hatte in dem Herzen des Jünglings um so leichter Wurzel gefaßt, als sie mit sei-

nen Wünschen übereinstimmte. Was der Mensch wünscht, das glaubt er ja auch gerne. Wolfgang theilte aber seine Liebe zwischen Zürich und Zug. Zug war seine Vaterstadt; dort wohnten die Seinen. Allein auch Zürich war ihm theuer; hier hatte er seit seinem zwölften Jahre mit geringer Unterbrechung gewohnt und war im Hause Edlibachs schier wie dessen Sohn aufgewachsen. An der berühmten Schule am Grossmünster hatte er seine Studien gemacht; als dann vor vier oder fünf Jahren auch an ihr die Reformation durchdrang, hatte er sie auf Geheiß seines Vaters verlassen, war aber im Hause des gewandten Säckelmeisters geblieben, der ihn in die Handelsgeschäfte einführte. So fesselte manches Band von Neigung und Freundschaft das warme Herz des Jünglings an Zürich. Was Wunder, daß da die Worte Edlibachs einen Sturm des Gefühls in seiner Brust wachriefen? Zürich und Zug umfing er mit gleicher Liebe, und nun standen sie sich feindlich gegenüber. Auf welche Seite wird er sich stellen? Auf der einen Seite fiel der Glaube der Väter zwar noch immer schwer in die Wagtschale; aber doch nicht so entscheidend, wie wir es an seinem Vater gesehen; auf der andern Seite schnitt ihm der Gedanke tief in die Seele, daß ob des starren Festhaltens an diesem Glauben die Einheit und die Macht des Vaterlandes scheitern sollte.

Die Lehre Zwingli's ließ ihn kalt und stieß ihn zurück; aber auch der Bundesbruch der Kantone — denn dafür hielt er gleichfalls ihr Bündniß mit Ferdinand — empörte sein von Freiheitsinn und Vaterlandsliebe glühendes Herz.

Der Patricier beobachtete den Kampf, den seine Rede entfesselt hatte, mit scharfem Blicke. Nach einer langen Pause sagte er: „Nun, Wolfgang, was werde ich hören? Willigst auch du das Bündniß mit Ferdinand?“

„Nie — so lange ich lebe!“ rief der Angeredete. „Ich will fort, ich will nach Zug, ich will meinem Vater Vorstellungen machen; er kann, er darf, er wird die Freiheit unseres Vaterlandes nicht opfern.“

„Wolfgang, du bist ein braver Junge! Ich

wußte es ja; ich kannte dein Schweizerherz. Doch beruhige dich: Zürich hat noch Männer, welche bereit sind, das Aeußerste von der Heimath abzuwehren, und ich zähle darauf, daß auch du dich dem Vaterlande nicht entziehen wirst. Verstehe mich wohl; du brauchst deshalb keine religiöse Ueberzeugung nicht zum Opfer zu bringen. Es handelt sich einfach darum, die Kantone zur Herausgabe ihres Bündnisses mit Ferdinand zu zwingen. Bist du bereit, hierzu mitzuwirken?“

„Unbedenklich!“ sagte Wolfgang rasch.

„Gut“, erwiderte Edlibach. „Ich werde dir im rechten Augenblicke sagen, wie du zur Rettung des Vaterlandes beitragen kannst. Jetzt komme mit hinab ins Wohnzimmer; du mußt doch Agnes ‚Lebewohl‘ sagen.“

Als Edlibach, Wolfgang an seiner Hand, die freundliche Stube betrat, saß die Tochter des Patriciers in einem Erkerfenster am Stüdrahmen. Agnes zählte mit Recht zu den schönsten Mädchen Zürichs; ihr Vater wußte es und war stolz darauf.

„Agnes“, redete er die Tochter an; „Wolfgang will uns verlassen.“

„Ihr scherzt nur, lieber Vater“, sagte das Mädchen, erschrocken vom Sitze auffahrend.

„Nein, liebe Agnes“, erwiderte der Jüngling; „es ist leider so; ich muß dir und den Deinen auf unbestimmte Zeit ‚Behüt' Gott‘ sagen. Morgen reite ich nach Zug.“

Bei diesen Worten trafen sich die Blicke der jungen Leute, und Edlibach bemerkte, wie beiden das Blut in die Wangen schoß. Ein feines Lächeln spielte um den Mund des klugen Säckelmeisters; er ließ die beiden einen Augenblick ihre Verlegenheit fühlen, dann sagte er: „Ei, meine lieben Kinder, ihr thut ja so schüchtern, als ob ihr euch zum erstenmale sähet, und doch wohnt ihr nun schon so viele Jahre unter demselben Dache. Agnes, mache unserem Wolfgang den Abschied nicht schwer. Es wird wohl nicht lange dauern, bis wir den Starvsinn der Kantone gebrochen haben; dann soll uns ein frohes Wiedersehen vereinigen. Jetzt plaudert noch eine gemüthliche Stunde, bis die alte Regula das Abendbrod bringt. Ich habe noch Amtsgeschäfte. Heute Abend

werden Junker Frei, Escher und Lavater hierher kommen, um mit dir Wolfgang, einen Becher zum Abschiede zu trinken.“

Hiermit ließ er die beiden allein. „Kolin,“ sagte er zu sich selber, als er die Treppe hinabstieg, „das sei meine Rache für deinen schönen Abschied! — Dein Sohn ist unser.“

Wolfgang hatte Agnes von Jugend auf geliebt, wie sich Geschwister lieben. Seit Jahresfrist aber war noch ein anderes Gefühl in seiner Brust erwacht, das er sich lange zu verhehlen suchte. Nie hatte er mit Agnes darüber gesprochen; aber jetzt, da er scheiden sollte, drängte es ihn, ein Wort zu seiner Jugendgespielin zu reden.

„Agnes,“ hob er endlich zagend an, „wirst du dich meiner erinnern, wenn ich nicht mehr hier bin?“

Als der Jüngling aufschaute, siehe, da flatterten zwei zahme Tauben, die er vor Jahren der Gespielin geschenkt hatte, durch das offene Erkerfenster herein und setzten sich auf den Stickerahmen. Agnes liebte die zutraulichen Geschöpfe und sagte: „Die Täubchen werden mich ja stets an dich erinnern.“

Da fragte der Jüngling muthiger: „Wirst du mich auch lieben, wenn ich euern Glauben nicht annehme?“

„Ei,“ sagte das Mädchen verwundert, „du hast ja neulich dem Vater versprochen, unsern Glauben anzunehmen, wenn die Deinen in Zug ein Gleiches thäten, weil ja, wie du selbst sagtest, die Schweiz in allem einig sein müsse. Die papistische Lehre wird aber bald, wie Zwingli am vorigen Sonntag so feurig predigte, mit der Schärfe des Schwertes ausgerottet sein.“

Wolfgang wollte antworten; da trat die alte Regula ein. Sie breitete weißes Linnen über den Tisch und stellte für das Abendessen die blanken Teller zurecht. Agnes half ihr.

Nach dem Abendessen kamen die Eingeladenen, Junker Frei, den wir schon kennen, und zwei andere junge Patricier, ein Escher und ein Lavater, die mit Wolfgang die Großmünster = Schule besucht hatten. Der Becher kreiste fröhlich, und der perlende Nestenbacher, den Edlibach dem scheidenden Wolfgang zu Eh-

ren aus dem Keller holen ließ, machte gesprächig. Die jungen Züricher redeten viel und hitzig vom „reinen Gotteswort“, vom „papistischen Unfug“, von den „bundesbrüchigen Kantonen“; aber der Jüngling hörte lange nicht alles — sein Geist war anderswo. Die Wächter verkündeten die zehnte Stunde. Edlibach erhob sich und brachte Wolfgang den Scheidetrunk. Die Becher klangen, man schüttelte sich die Hände, und der Jüngling hatte das Versprechen gegeben, in politischen Angelegenheiten treu mit Zürich zu gehen; denn nur so möge dem Unheile gesteuert werden, das über die Schweiz heraufziehe. Dann gingen die Züricher.

In derselben Nacht hörte Wolfgang jede Stunde vom Großmünsterthurme herab schlagen. Es war ihm eigenthümlich zu Muth. Das Gespräch mit Edlibach, die Worte von Agnes, der Abschied von den Schulgenossen, die Heimkehr zu den Seinen — alles ging Bild für Bild an seiner Seele vorüber und verschleuderte den Schläumer von seinen Augen. Er fühlte, daß er an einem Wendepunkt seines Lebens angekommen sei — oder hatte er ihn bereits überschritten? — Der volle Mond schien hell in sein freundliches Schlafzimmer und zeichnete die runden Scheiben auf Wand und Fußboden. Mitten im Fenster war ein altes, schönes Glasgemälde eingefügt, die seligste Jungfrau mit dem Jesuskindelein in ihren Armen. Wolfgang hatte es gerettet, als vor ein paar Jahren die Bilder in der Kirchen von Rathswegen zerbrochen wurden. Jetzt kam es dem Jünglinge vor, das vom Mondlichte blaß erhellte Bild schaue ihn gar ernst und wehmüthig an. „Heilige Maria,“ sagte er unwillkürlich, „nicht dich versprach ich zu verlassen.“ Nach einiger Zeit stand er auf, öffnete das Fenster und schaute in die Nacht hinaus. Ein leiser Luftzug spielte mit seinen Locken und kühlte seine glühenden Wangen. Alles war stille; er hörte deutlich das Rauschen des Brunnens drunten im Hofe. Da schlug es Mitternacht. Die Schläge der Uhr zogen seinen Blick auf das nahe Münster hin. Majestätisch stand der herrliche Bau vor ihm mit seinen zum Himmel strebenden Formen,

wie sie ein Gott liebendes Geschlecht erfand und voll Kraft und Ausdauer verwirklichte. Kaum war ein Menschenalter verflossen, seitdem unter dem großen Bürgermeister Hans Walbmann das Einfügen der letzten Steine die Thürme zum Abschlusse gebracht hatte. Wie vieles war seither verändert! Der Jüngling dachte daran, als er seinen Blick auf dem Baue ruhen ließ und hoch oben am Thurme die Riesengestalt Karls des Großen, des StifTERS, in Stein gemeißelt, sitzen sah. Ernst und groß schaute der Kaiser herab, und das goldene Schwert quer über seinen Knien blinkte im Mondlicht. Eine alte Sage kam ihm in den Sinn, gemäß welcher der Held bereinst, wenn das Maß der Ungerechtigkeit voll sei, mit glücklichem Schwerte zur Rache herabsteigen werde. Wolfgang fragte sich, ob jene Stunde noch fern sei, und es kam ihm der Gedanke, ob nicht auch er im Begriffe stehe, sich der Schuld Zürichs theilhaftig zu machen. „Nein,“ antwortete er sich, „mit ihrem Glauben will ich nichts zu schaffen haben.“ Dann schweifte sein Blick über die rasch dahineilende Limmat, über den düstern „Wellenberg“, den trozigen Gefängnisthurm, der sich aus ihren Fluten erhob, und ruhte endlich auf dem mondbeglänzten See. Dort war er vor einer Woche mit Agnes und Edlibach im Rahne gefahren, und das Mädchen hatte wundervoll alte Volkswaisen zur Laute gesungen. In Gedanken versunken schaute der Jüngling lange dorthin; erst da die Wächter zwei Uhr verkündeten, legte er sich zur Ruhe.

Als die Morgendämmerung bereits anbrach, fiel er endlich in einen kurzen, unruhigen Schlummer. Die Eindrücke, welche er soeben empfangen, verwoben sich zu einem seltsamen Traume. Es schien dem Jüngling, als fahre er wieder mit Agnes im Rahne; aber noch viel Volk, darunter Edlibach und Frei, waren in kriegerischer Rüstung mit im Schiffe; Fahnen flogen und Waffen blitzen. Da war ihm mit einem Male, als käme der steinerne Karl über die Wasser dahergeschritten mit drohend erhobnem Schwerte. Und sie kämpften gegen ihn, aber der Riese zerfahmeterte mit dem ersten Streiche den Rahm, und alle waren am

Bersinken. Agnes hatte sich an Wolfgang festgeklammert und zog ihn in die Tiefe. Da stand plötzlich, er wußte nicht wie, das Mutter-Gottes-Bild seines Fensters, seine Schwester Hedwig an der Hand, zur Stelle, und letztere reichte ihm einen schönen Kranz weißer Rosen mit den Worten; „Komm, wir wollen ihn der lieben Mutter Gottes bringen!“ — In diesem Augenblicke wurde er durch lautes Pochen an die Thüre geweckt.

Es war die alte Regula, die ihn mahnte, die Sonne steige bereits hinter den Bergen heraus. Rasch warf sich der Jüngling in seine Kleider und eilte hinab in die Familienstube, wo ihn Edlibach und seine Tochter bereits erwarteten. Der Abschied war kurz und herzlich, wenigstens von seiten der jungen Leute. Agnes gab Wolfgang auch noch vielliebte Grüße mit für seine Schwester Hedwig. Dann drückte man sich die Hand, es hieß „Behüt Gott“ und „Auf Wiedersehen“ und der Jüngling schwang sich in den Sattel. Die Leute schauten ihm nach, wie er so leicht und frisch von dannen ritt in seinem blauen, knapp anliegenden Wamse mit den weißen Schlitzen, das Barett mit der nickenden Feder auf den braunen Locken. Als er am Helmhause vorüberkam, konnte er nicht umhin, sein Auge zum Münsterthurme zu erheben und den steinernen Karl zu betrachten. Von der Morgen Sonne verklärt, schaute die Riesengestalt majestätisch herab auf das Treiben einer traurigen Zeit; das Schwert flammte wie brennendes Feuer. Nachdenklich ritt der Jüngling über die große Limmatbrücke und zur Siehlpforte hinaus dem Albisberge zu.

Als er die Höhe erreicht hatte, band er sein Köpflein an eine Buche und setzte sich am Waldesraume in den Schatten einer Haselstaude. Von da aus bot sich dem Auge nach Nord, West und Ost ein herrlicher Fernblick. Tief unten lag der liebliche Zürichsee mit seinem Kranze von Weinbergen, aus welchem Weiler und volkreiche Flecken mit ihren weißen Häusern und schlanken Kirchthürmen hervorlugten. Wolfgang aber schaute nur auf Einen Punkt, auf die stolzen Thürme und Zinnen von Zürich. Lange ruhte sein Auge auf dieser Stadt, die seinem Herzen so theuer geworden; dann raffte er sich auf und sagte: „Agnes muß mein Weib werden, um jeden Preis — nur nicht um den Preis meines Glaubens.“

(Fortsetzung folgt.)